

DIE LAGE DES LATEINISCHEN CHRISTENTUMS UM DAS JAHR 1000

Von Manfred Gerwing

Das Thema meines Vortrags „Die Lage des lateinischen Christentums um das Jahr 1000“ enthält einen Begriff, der zunächst der Klärung bedarf: „lateinisches Christentum“. Was ist mit „Christentum“ generell, was ist mit „lateinisches Christentum“ speziell gemeint? Hilft bei der Beantwortung dieser Fragen die ebenfalls im Titel angegebene präzise Jahreszahl 1000 weiter?

Nun, die Zahl ist zwar präzise, wird aber durch das Wörtchen „um“ in jener gelehrten Ungenauigkeit gehalten, die den Geisteswissenschaftler daran erinnert, daß es es mit Menschen und geschichtlichen Prozessen, nicht aber mit exakt funktionierenden Maschinen und mechanischen Abläufen zu tun hat. Dennoch hilft die Zahl weiter. Sie verweist uns nämlich klar und unmißverständlich in jene Zeit, die rund 1000 Jahre währte, zwischen Antike und Neuzeit „abließ“ und eben deswegen – mehr schlecht als recht – „Mittelalter“ genannt wird¹. Mit anderen Worten: Es geht um das lateinische Christentum im Mittelalter! Wem kommt da nicht die Bezeichnung „Abendland“ in den Sinn?

Können wir also das mit „lateinisches Christentum“ Bezeichnete – zumindest im Blick auf das Mittelalter – gleichsetzen mit „Abendland“, mit dem „Occident“, der sich bekanntlich vom sogenannten „Orient“ abgrenzt, vom „Morgenland“, wie Martin Luther das lateinische Wort übersetzte? Bleiben wir zunächst noch bei der Frage bzw. ihren Implikationen selbst stehen, genauer bei den Doppelbegriffen „Abendland“ und „Morgenland“. Sie bringen Zeitliches und Räumliches in einem Wort zum Ausdruck und lenken unsere Aufmerksamkeit nicht nur auf eine bestimmte Zeit, das Mittelalter, sondern auch auf einen spezifischen, geographischen Raum: auf Europa. Und genau das stellt uns sogleich wieder vor eine neue Schwierigkeit, vor eine neue Frage: „Europa“ – was ist das?

In der Schule haben wir gelernt, daß es sich um einen Kontinent handelt. Er reicht von Gibraltar bis zum Ural, vom Nordkap bis Sizilien. Aber ist Europa überhaupt ein „Kontinent“ im eng geographischen Wortverstand? Nehmen wir „Kontinent“ im wörtlichen Sinn als eine zusammenhängende Landmasse, so müßten wir eigentlich vom eurasischen Kontinent sprechen. Die geographische Abgrenzung Europas ist im Gegensatz zu der anderer Kontinente fragwürdig und auch immer wieder diskutiert worden. Was dabei herauskam und -kommt, klingt, weil oft wie-

¹ Renovatio et Reformatio. Wider das Bild vom „finsternen“ Mittelalter. Hrsg. v. Manfred Gerwing und Godehard Ruppert. Münster 1985, Vf.

derholt, schon beinahe banal: Europa besitzt keine geographische Eindeutigkeit; deswegen genügt es nicht, „Europa“ lediglich nach geographischen Gesichtspunkten zu beschreiben. Es müssen weitere, möglicherweise politisch-historische, kulturhistorische und geistesgeschichtliche Momente hinzutreten, um wahrnehmen zu können, daß Europa eine „Wertegemeinschaft“ sei, wie das deutsche Außenministerium der Türkei gegenüber betonen zu müssen glaubte². Wir erinnern uns: In diesem Zusammenhang fiel von türkischer Seite, die nach wie vor der Europäischen Union beizutreten wünscht, verbittert-vorwurfsvoll formuliert, das Wort von Europa als dem „Club der Christen“. Ist, jenseits aller damit verbundenen Polemik, mit dieser „Definition“ von Europa etwas Zutreffendes ausgesagt? Kann, wer über Europa spricht, vom Christentum schweigen, vor allem dann, wenn er um die Geschichte weiß, um das „Abendland“ und damit auch um seinen Gegenbegriff: das „Morgenland“?

Doch damit scheint nun endgültig die Verwirrung komplett zu sein; denn häufig genug wurden „Europa“, „Christentum“, „Abendland“, „Morgenland“ nicht nur in einem Atemzug genannt, sondern auch schlampig verwandt und unzulässig durcheinandergebracht; und zwar so sehr, daß man sich bisweilen schämt, diese Vokabeln überhaupt noch in den Mund zu nehmen. Kehren wir damit zu unserer Ausgangsfrage zurück. Lateinisches Christentum – was ist das? Lassen Sie mich zunächst dreierlei festhalten:

1. Der Terminus „lateinisches Christentum“ richtet den Blick auf jenen Raum, in dem Latein gesprochen wurde, richtet den Blick auf Europa. Doch das Christentum ist keineswegs identisch mit Europa. Die Christen haben längst die europäischen Grenzen überwunden und weit hinter sich gelassen, *wo* immer man diese Grenzen im einzelnen auch zieht und *wie* variiert man sie auch immer sieht. Allerdings: das Christentum ist nicht nur heute, an der Schwelle zum dritten Jahrtausend, „mehr“ als Europa. Es strebte immer schon über Europa hinaus. Heute wird nur für jedermann sichtbar, was Novalis, der große Romantiker, 1799 in seinem berühmten Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ offensichtlich noch nicht erkannte: Er verwandte Europa und Christentum noch synonym; und zwar, wie ich meine, aus seiner Sicht mit einer gewissen Berechtigung – vom Selbstverständnis des Christentums her aber fälschlicherweise. „Seine Sicht“, das war die Sicht eines Europäers am Ende des 18. Jahrhunderts, einer Zeit, in der die christlichen Kirchen in Übersee, die Missionstätigkeiten in Asien und Afrika noch ganz auf Europa ausgerichtet und von Europa und von Europäern inspiriert und geformt waren. Davon kann aber heute, im Zuge der weltweiten Dekolonialisierung, keine Rede mehr sein. „Christentum“ ist längst kein Synonym mehr für „Europa“ – und spätestens schon seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr, da die Kolonialisierung und Christianisierung Amerikas begann.

² Es war die Antwort auf die Kritik des türkischen Ministerpräsidenten Mesut Yılmaz, der, wie Reuters am 8. März 1998 meldete, die deutsche Haltung zur Frage einer Mitgliedschaft seines Landes in der EU recht einseitig interpretiere. Während eines eintägigen Besuchs in Bulgarien meinte Yılmaz, daß vor allem Deutschland darauf bestehe, daß sich die EU zu einem „christlichen Club“ entwickle, der „die moslemische Türkei ausschließe“.

2. Novalis' Sicht ist aber nicht nur nicht unsere Sicht. Es war niemals die Sicht des Christentums. Vom Selbstverständnis des Christentums aus betrachtet, war das Christentum von Anfang an mehr als Europa. In seinem Selbstverständnis ist das Christentum von Anfang an grenzenlos. „Geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“, so lautet der Auftrag, den der gekreuzigte Auferstandene – laut Mt 28,19 – den Jüngern erteilte. Dabei wird ihnen, wie es zu Beginn der Apostelgeschichte heißt (Apg 1,8), die Kraft des Heiligen Geistes versprochen. „Er“, der Heilige Geist, wird auf euch herabkommen; „und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaritanien und bis an die Grenzen der Erde.“ Bereits auf dem Konvent zu Jerusalem im Jahre 43/44 nach Christus, dem sogenannten „Apostelkonzil“, haben die Christen die gesetzessfreie Heidenmission prinzipiell anerkannt, d.h. sie haben festgestellt, daß jemand Christ werden kann, ohne zuvor genötigt zu sein, den Umweg über das Judentum zu nehmen. Gleichwohl hielten die Christen am Alten Testament fest, nahmen den Alten Bund in ihren liturgischen Vollzug auf und bezeugten, daß Christus, der Neue Bund, in den Schriften des Alten Bundes verborgen anwesend sei. Ohne also den Alten Bund abzulehnen, gibt es für den Heiden den „grenzenlosen“ direkten Zutritt zum christlichen Glauben. Die bei den Juden übliche Beschneidung und die weitere Beachtung des mosaischen Gesetzes werden nicht von ihm verlangt.

3. Während das Christentum in seinem Selbstverständnis bereits von Anfang an mehr sein wollte und – heute vor aller Welt sichtbar – auch tatsächlich mehr ist als Europa, verhält es sich mit dem, was wir mit dem schillernden Begriff „Abendland“ bezeichnen, genau entgegengesetzt. Das „Abendland“ war immer schon weniger als Europa. Es bezeichnet den in der Nachfolge des Weströmischen Reiches stehenden Teil Europas, der, durchaus die griechisch-römische Denktradition schöpferisch aufgreifend, sich vom „Morgenland“ unterschied, welches wiederum als reichlich diffuse Bezeichnung für die byzantinische wie islamische Welt fungierte³.

Damit ist zumindest eine erste Klärung des Begriffs „lateinisches Christentum“ angedeutet. Es handelt sich um eine Bezeichnung jener Anhänger des christlichen Glaubens sowie dieser Glaubensrichtung selbst, die sich auf dem in der Nachfolge des Weströmischen Reiches stehenden Teil Europas etablierten und sich in gemeinsamer Bindung an die lateinische Kirche formierten. Wie sich dieser Etablierungs- und Formierungsprozeß des lateinischen Christentums um das Jahr 1000 darstellte, welches Stadium es um die Jahrtausendwende erreicht bzw. noch nicht erreicht hat, das macht inhaltlich die „Lage“ des lateinischen Christentums aus. Woraus deutlich wird, daß das Wort „Lage“ in der Überschrift meines Vortrags nichts Statisches, nichts Feststehendes, sondern einen Prozeß, ein sich permanent Veränderndes und im Fluß Befindliches bezeichnen will. Dabei geht es nicht so sehr darum, neue Fak-

³ Zum Begriff „Abendland“ Dickerhof, Harald (mit Lit.) und Kluxen, Wolfgang in: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 1. Hrsg. v. Walter Kasper u.a. 3. völlig neu bearb. Aufl. 1993, 22–24. – Immer noch erhellend Rahner, Karl: Zur Theologie des Abendlandes. In: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 1. Hrsg. v. Josef Höfer und Karl Rahner. 2. Aufl. (Sonderausgabe) Freiburg-Basel-Wien 1986, 18ff.

ten zu finden, sondern Entwicklungslinien aufzuzeigen und so – aus historischer Perspektive – Verständnis für das zu wecken, was wir „lateinisches Christentum um 1000“ nennen. Erst auf dem Horizont des mittelalterlichen Entwicklungsgangs insgesamt vermag die „Lage des lateinischen Christentums um 1000“ konturiert und entsprechend skizziert zu werden.

Entwicklungen

Nehmen wir die mittelalterliche europäische Entwicklung in den Blick, so läßt sich – mit Ferdinand Seibt – an jene vier Entwicklungsphasen erinnern, welche die Binnendynamik der mittelalterlichen Gesellschaft und damit gleichsam „den Pulsschlag der mittelalterlichen Geschichte“⁴ charakterisieren: an die Phasen der Konsolidierung, der Intensivierung, der Expansion wie der Krise. Gleichzeitig möchte ich die genannte „Vier-Phasen-Theorie“ um eine weitere Perspektive ergänzt wissen, um eine Sichtweise, in der die mittelalterliche Geschichte deutlich als „Teil-Zeit“ eines gesamteuropäischen Prozesses in Sicht gerät, dessen Wechsel von Konvergenz- und Divergenzphasen innerhalb eines bestimmten räumlichen Zusammenhangs an den organischen Rhythmus von Systole und Diastole erinnert⁵: an den Wechsel von Universalphase und Partikularphase.

Vorlaufphase

Der sogenannten Konsolidierung des mittelalterlichen Europas geht zunächst eine rund dreihundertjährige Vorlaufphase voran. In dieser verschob sich allmählich das Machtzentrum aus dem Mittelmeerraum hinaus zum Norden, jenseits der Alpen. „Das hervorstechende Merkmal der westlichen Christenheit in den Jahren von 634 bis 756 war die fortschreitende Verlagerung ihres geographischen Schwerpunktes in nordwestlicher Richtung,“ wie schon Arnold Toynbee feststellte⁶. Dieser vielschichtige, dramatische Prozeß der Machtverschiebung hob zunächst an mit der progre-

⁴ Seibt, Ferdinand: Glanz und Elend des Mittelalters. Eine endliche Geschichte. Berlin 1987, 14. – Ausführlich und grundlegend darüber ders.: Von der Konsolidierung unserer Kultur zur Entfaltung Europas. In: Europa im Hoch- und Spätmittelalter. Hrsg. v. dems. Stuttgart 1987, 6–174, bes. 28–34 (Handbuch der europäischen Geschichte Bd. 2).

⁵ Gerwing, Manfred: Vom Ende der Zeit. Der Traktat des Arnald von Villanova über die Ankunft des Antichrist in der akademischen Auseinandersetzung zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Münster 1996, 4ff. (BGPhThMA NF Bd. 45). Vgl. dazu auch den auf dem Historikertag 1990 in Bochum gehaltenen Schlußvortrag von Nipperdey, Thomas: Wo aber Einheit ist, wächst das Spaltende auch. Leicht gekürzte Fassung in FAZ Nr. 252 vom 29. 10. 1991, 35f.

⁶ Toynbee, Arnold: Menschheit und Mutter Erde. Die Geschichte der großen Zivilisationen. Düsseldorf 1979, 331 (Mankind and Mother Earth – A Narrative History of the World. Oxford 1976). – Dazu auch instruktiv Schreiner, Peter: Begegnungen in einem Jahrtausend der Trennung. In: Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends. Gedenkschrift des Kölner Schnütgen-Museums zum 1000. Todesjahr des Kaiserin. Bd. 1. Hrsg. v. Anton von Euw und Peter Schreiner. Köln 1991, 9–12.

dienten Separierung des östlichen Mittelmeerreiches der Römer. Während sich dieses östliche Reich in durchaus abgewandelter Tradition des antiken, spätrömischen Kaisertums stabilisieren konnte, wurde das westliche Reich der Römer durch verschiedene Völkerschaften von Germanen und Slawen, wie auch durch die Eroberung des alten römischen Nordafrika sowie der Pyrenäenhalbinsel durch den expansiv wie aggressiv operierenden Islam zerstört. Mit diesem Prozeß kulminiert die erste europäische Partikularphase, die der noch präeuropäischen Universalphase und damit einer Epoche folgte, die geschichtlich identifiziert werden kann mit der Zeit des Imperium Romanum, mit einem Zeitraum, der bis zur Reichsteilung nach dem Tode des Kaisers Theodosius im Jahre 395 währte. Zur Erinnerung nur kurz einige Stichworte:

1. Im Januar des Jahres 395 starb Kaiser Theodosius in Mailand. Das einheitliche *Imperium Romanum* wurde in einen westlichen und einen östlichen Bereich unter seinen Söhnen geteilt: Der siebzehnjährige Arcadius erhielt in Konstantinopel den Osten, der erst elfjährige Honorius in Mailand den Westen. Offiziell, staatsrechtlich, bestand die Einheit des Reiches fort. Die *pars Orientis* und die *pars Occidentis*, wie die beiden Reichsteile damals genannt wurden, waren lediglich als gerade noch überschaubare Verwaltungseinheiten gedacht, die im Dienste des gesamten Imperiums stehen sollten. De facto aber etablierten sich die beiden *partes* sehr rasch zu selbständigen Reichsteilen. Mittelpunkt des Ostreiches wurde Konstantinopel, Mittelpunkt des Westreiches wurde ab 410 zunächst Ravenna⁷.

2. Von Konstantinopel aus erfolgte die Christianisierung des Balkans und schließlich Rußlands. Kaiser und Patriarch verneinten die besondere Dimension der Petrusnachfolge, anerkannten nicht die Kirchensuprematie des Papstes. Als 1453 der türkische Emir Mohammed II. Konstantinopel eroberte und das Reich des letzten byzantinischen Herrscherhauses vernichtete, endete das Oströmische Reich. Sein geistig-religiöses Erbe, das stets auch als ein Erbe politischer Machtansprüche verstanden wurde, suchten die Großfürsten von Moskau anzutreten, später die russischen Zaren. Auch sie sind längst untergegangen. Geblieben ist die reiche Welt der Orthodoxie, die, getrennt von Rom und in vielerlei Hinsicht verschieden vom lateinischen Christentum, doch (wie das Zweite Vatikanische Konzil betont) mit der westlichen Christenheit „in brüderlicher Gemeinschaft des Glaubens und des sakramentalen Lebens“ verbunden ist⁸.

3. Das Weströmische Reich hingegen ging nicht erst im 15. Jahrhundert unter, sondern bereits tausend Jahre zuvor; und zwar in den Stürmen der Völkerwanderung. Da es sich dabei immerhin um ein Reich handelte, das mehr als ein Jahrtau-

⁷ Guyon, Jean: Die Kirche Roms vom Anfang des 4. Jahrhunderts bis zu Sixtus III. (312–432). In: *Das Entstehen der einen Christenheit (250–430)*. Hrsg. v. Charles und Luce Piétri. Freiburg-Basel-Wien 1996, 877–917 (Die Geschichte des Christentums. Religion, Politik, Kultur 2).

⁸ Dekret über den Ökumenismus „Unitatis redintegratio“ 14. In: *Lexikon für Theologie und Kirche*. Bd. 12. Hrsg. v. Josef Höfer und Karl Rahner. 2. Aufl. (Sonderausgabe) Freiburg-Basel-Wien 1986, 9–126, hier 97.

send bestand und mindestens fünfhundert Jahre lang als unzerstörbar galt, gestatten Sie mir auch hierzu wenigstens einige kurze Bemerkungen zur Erinnerung:

a) Im Jahre 374/375 hatten mongolische Reiternomaden, die Hunnen, die Wolga überschritten, hatten die Ostgoten besiegt und fingen an, auf die Westgoten einzustürmen. Diese retteten sich auf römischen Boden und zogen, als die römische Bevölkerung sich weigerte, ihnen Siedlungsland zur Verfügung zu stellen, entlang der Mittelmeerküste über Italien bis auf die iberische Halbinsel. 410 plünderten sie Rom, tasteten aber das Leben der Einwohner und die Kirchen nicht an und ließen sich schließlich im Südwesten Galliens und weiten Teilen des heutigen Spaniens nieder.

b) Die Vandalen, ein ostgermanisches Volk, bestehend aus dem Stamm der Hasdingen (zwischen Oder und Weichsel) und dem Stamm der Silingen (östlich des Reiches der Thüringer und westlich der Oder gelegen), zogen unter Gunderich (406–428) zusammen mit Sweben und Resten der Alanen nach Gallien und stießen schließlich bis auf die iberische Halbinsel vor. Dort allerdings wurden sie von den Westgoten besiegt, konnten sich aber erholen und unter Geiserich (428–477) weiter nach Nordafrika ziehen. 439 gelang es ihnen, Karthago zu erobern. Sie gründeten ein Reich, das neben den ehemaligen römischen Gebieten Nordafrikas die Inseln des westlichen Mittelmeeres einschließlich West-Siziliens umfaßte. Von Karthago aus eroberten und plünderten sie 455 Rom. Sie hausten dort „wie die Vandalen“, ein bis heute geflügeltes Wort, das aber – nebenbei bemerkt – erst 1794 von Henri Grégoire geprägt wurde.

c) Die Hunnen konnten ihre Herrschaft bis zum Rhein ausdehnen, vernichteten 437 das Reich der Burgunder, das seit 406 mit der Hauptstadt Worms bestand, und waren tief in das heutige Frankreich vorgedrungen. Dann aber, im Jahre 451, gelang es einem Heer aus Römern und Germanen, die Hunnen unter ihrem König Attila in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (Gallien) zu besiegen und über den Rhein zurückzuwerfen. Doch auch diese letzte gewaltige Anstrengung, welche die Römer – allerdings nur mit Hilfe der Westgoten – unter Theoderich an den Tag legten, vermochten den Zerfall des Weströmischen Reiches nicht mehr aufzuhalten. Ein Germane, der Reichsfeldherr Odoaker, jagte im August des Jahres 476 den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus kurzerhand vom Thron, schickte Diadem und Purpurmantel nach Konstantinopel und ließ den Senat erklären, das Westreich brauche keinen Kaiser mehr. Das Ungeheuerliche dieses Aktes liegt in seiner frech-dreisten Friedfertigkeit. Denn normalerweise ließen sich römische Kaiser nicht einfach wegschicken, sondern pflegten zugleich mit dem Verlust ihres Thrones auch ihr Leben zu verlieren⁹.

Damit hatte die erste europäische Partikularphase ihren Höhepunkt erreicht, einen Höhepunkt, der zugleich die Voraussetzung schaffte für jene große europäische Konvergenz- und Universalphase, die wiederum den Prozeß der Zusammenfassung der europäischen Völker in transterritoriale Gebilde entscheidend vorantrieb. Konnte sich doch auf dem Kontinent – nach mehreren verfehlten Konsolidierungs-

⁹ Eine Ausnahme von der Regel bildet auch Diokletian, der mit Maximian am 1. Mai 305 als römischer Kaiser zurücktritt.

versuchen – das Frankenreich als dauerhaftere Großmacht manifestieren. Auch dazu drei Bemerkungen:

1. Ostrom reagierte auf das entschieden-friedfertige Vorgehen Odoakers mit Empörung. Es beauftragte den König der Ostgoten, Theoderich, Italien für das Reich wiederzugewinnen. Tatsächlich gelang es ihm, 493 n. Chr. Odoaker zu besiegen und von Ostrom Diadem, Purpurmantel und Königstitel zu erhalten. Theoderich ließ sich in Ravenna nieder, stattete die Stadt prunkvoll aus und herrschte in Italien über Römer und Goten, allerdings in unterschiedlicher Weise. Die Goten hatten ihr eigenes gotisches Recht, übernahmen den Waffendienst und blieben in ihrem Glauben arianisch gesinnt. Die Römer dagegen bekannten sich zu jenem christlichen Glauben, wie er auf den Konzilien von Nikaia 325 (heute: Iznik in der Türkei), von Konstantinopel (381) im besonderen Blick auf den dreifaltigen Gott und – hinsichtlich der christologischen Fragen – auf den Konzilien von Ephesus (431) und Chalkedon (451) artikuliert wurde¹⁰.

2. Bald nach dem Tode des Theoderich (526) bekämpfte der oströmische Kaiser Justinian (527–565) die Ostgoten und suchte, als das Reich der Ostgoten zugrundegegangen war, weite Teile des alten Römischen Reiches wieder zu vereinigen. Er sah sich als Herrscher über die gesamte Christenheit, alle anderen wußte er als seine Untertanen und glaubte sich nur Gott gegenüber verpflichtet. Im Gegensatz zu Theoderich duldete er während seiner Herrschaft keine verschiedenen Rechte für die einzelnen Völkerschaften seines Reiches. Seine Rechtsgelehrten wies er an, sämtliche Beschlüsse des römischen Senats, sämtliche Erlasse der römischen Kaiser und Schriften von früheren Juristen sowie seine eigenen Gesetze zu sammeln und in einem einzigen Gesetzeswerk zu ordnen. Was entstand, war der berühmte *Codex Iustinianus*, das *Corpus Iuris*, ein Gesetzeswerk, das für alle Untertanen ohne Unterschied galt. Bei der Frage, wem der Vorrang in der Kirche gebühre, ob dem Bischof von Rom oder dem von Konstantinopel, sprach er sich für den Bischof in seiner Nähe aus. Ihn und überhaupt die Kirche im oströmischen Gebiet konnte er im Verlauf seiner Regierungszeit immer deutlicher beeinflussen: bis er schließlich zum eigentlichen Oberhaupt der Kirche avancierte und damit jene Herrschaftsform etablierte, die ihm zugleich weltliche und geistliche Macht zusicherte und gemeinhin als Cäsaropapismus bezeichnet wird¹¹.

3. Die Christen der weströmischen Reichshälfte wußten sich in Glaubensfragen an den Bischof von Rom gebunden. Diese Bindung verstärkte sich noch, als drei Jahre nach dem Tod Justinians – im Jahre 568 – die germanischen Langobarden die Stelle

¹⁰ Breuning, Wilhelm: Die trinitarische Christologie der frühen Konzilien: Plädoyer für ihre Verwurzelung im Christusereignis selbst. In: Gottes ewiger Sohn. Die Präexistenz Christi. Hrsg. v. Rudolf Laufen. Paderborn-München-Wien-Zürich 1997, 179–198. – Grundlegend immer noch Grillmeier, Alois: Jesus der Christus im Glauben der Kirche. Bd. 1: Von der Apostolischen Zeit bis zum Konzil von Chalcedon (451). 2. Aufl. Freiburg-Basel-Wien 1986. – Ders.: Jesus der Christus im Glauben der Kirche. Bd. 2/1. Das Konzil von Chalcedon (451). Rezeption und Widerspruch (451–518). Freiburg-Basel-Wien 1986.

¹¹ Angenendt, Arnold: Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900. Stuttgart-Berlin-Köln 1990, 145f.

des ehemals ostgotischen Herrschers in Italien einnahmen. Auch sie gründeten ein eigenes Reich, allerdings mit der Hauptstadt Pavia; auch sie hingen, sofern sie überhaupt Christen waren, dem Arianismus an. Am Ende des siebten Jahrhunderts jedoch konvertierten die Langobarden selbst zum katholischen Glauben und verschmolzen zunehmend mit der römischen Bevölkerung¹².

Diese Entwicklung wurde dadurch begünstigt, daß der bereits festgestellte Entfremdungsprozeß zwischen den beiden Reichshälften inzwischen an Dynamik gewonnen hatte. Wenngleich die Gründe für diesen sich permanent vertiefenden Entfremdungsprozeß komplexer Natur waren, so muß doch die geringe Einflußmöglichkeit und die daraus resultierende Einflußwilligkeit des oströmischen Kaisers genannt werden. So waren dem oströmischen Kaiser nurmehr das Gebiet von Ravenna, dem Sitz des kaiserlichen Statthalters, sowie einige Gebiete im Süden der italischen Halbinsel verblieben. Die Nachfolger Justinians bevorzugten es ohnehin, das oströmische Reich selbst zu konsolidieren, anstatt die wenigen Stützpunkte im Westen auszubauen. Sie zögerten zum Beispiel nicht, im oströmischen Reich das Lateinische als Amtssprache durch das Griechische zu ersetzen, während in der westlichen Hälfte weiterhin Latein gesprochen wurde. Als aber die Langobarden versuchten, auch noch die letzten byzantinischen Exklaven zu erobern und dabei auch Rom und die Päpste bedrohten, bereiteten die zu Hilfe gerufenen Franken dem Langobardenreich schließlich das Ende¹³. Die eigentliche Konsolidierungsphase des mittelalterlichen Europas konnte beginnen.

Konsolidierung

Den Franken gelang es zur Zeit der Völkerwanderung, die bedeutendste Reichsgründung auf dem Boden des zerfallenen römischen Reiches zu errichten. Sie wurden in Verbindung mit dem römischen Papsttum zum *politischen*, dieses in Verbindung mit jenen zum *geistig-religiösen* Integrator des Abendlandes. Auch hierzu drei Bemerkungen:

1. Der Stammesverband der Franken hatte sich seit dem 3./4. Jahrhundert aus einzelnen westgermanischen Stämmen gebildet, war im 5. Jahrhundert über den Mittelrhein tief, bis zur Loire, in das römische Gallien eingebrochen, ohne dabei allerdings die von ihnen bislang bewohnten Gebiete rechts des Rheins und im Maintal aufzugeben. Unter König Chlodwig (465–511) – aus der Familie der Merowinger – wuchs dieser lose Verband von etwa 12 bis 15 Stämmen zu einer politischen Großgemeinschaft zusammen, die auch noch die germanischen Alemanen gewaltsam in ihr Reich einbezog. Etwa um 500 trat der Eroberer-König zum christlichen Glauben über und bekannte sich – in Differenz zu allen anderen Germanenkönigen der Völkerwanderungsreiche – zum nizäno-konstantinopolitanischen Symbolum. Die neue politische Großformation hatte sich in dieser Zeit auch einen

¹² Ebenda 167 ff.

¹³ Anton, Hans H.: Von der byzantinischen Vorherrschaft zum Bund mit den Franken. In: Das Papsttum I. Von den Anfängen bis zu den Päpsten in Avignon. Hrsg. v. Martin Greschat. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1985, 110–114, bes. 110f.

Namen gegeben, einen Namen, der die an die alten Götter erinnernden Bezeichnungen der Kleinstämme allmählich vergessen ließ. Sie nannten sich jetzt „Franken“, d.h. „Freie“. Noch heute verrät unsere Sprache den Zusammenhang, etwa wenn wir einen Brief „freimachen“, indem wir ihn „frankieren“, oder wenn wir jemanden dazu ermuntern, etwas „frank und frei“ zu sagen¹⁴.

2. Diese Großmacht vermochte genügend Kräfte zu mobilisieren, um – nach der Teilung im Jahre 843 mit ihrem ostfränkisch-deutschem Kaisertum – an die römisch-universalistische Tradition der Antike anzuknüpfen und jenen verschiedene Völker umfassenden Herrschaftsbereich zu etablieren, der als „Sacrum Romanorum Imperium“ dem mittelalterlichen Ordo bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts Raum bot¹⁵. Dabei formierte sich das fränkisch-karolingische Machtzentrum, im Nordwesten, weitab vom ursprünglichen Ausgangspunkt der Kirchenorganisation gelegen, zur europäischen Zentrallandschaft, zu der, namentlich und modern gesprochen, das nördliche Frankreich, Oberitalien und das westliche Deutschland gehörten¹⁶. Von diesen Zentren gingen, oft im lang andauernden Wellenschlag, mächtige Impulse auf die um sie herum gelagerte Peripherie aus. Dabei ist mit Peripherie nicht nur der Osten Europas mit seinen höchst variablen Grenzen gemeint, und also nicht nur das vielzitierte West-Ost-Gefälle angesprochen, sondern sämtliche um dieses Machtzentrum gelagerten europäischen Regionen: die iberische Halbinsel ebenso wie England und die skandinavischen Länder¹⁷. Die Konsolidierungsphase firmierte diese Entwicklung, so daß sich weitab vom ursprünglichen Mittelpunkt der antiken Welt und der Kirche, weitab von Rom, unter der zielstrebigem Machtpolitik der Karolinger im Frankenreich ein neues, römisch-lateinisches Zentrum etablierte¹⁸.

3. Diese Neubildung bedeutete im Verhältnis zum altherwürdigen, sakralen Mittelpunkt der mediterranen und neu sich organisierenden christlich-kirchlichen Welt, zu Rom, dem attraktiven Hort des Petrusgrabes und mächtigen Wirkort des Papsttums, zuerst und zunächst eine auffällige kulturelle wie politische Schwerpunktverschiebung. Sodann signierte sie aber auch die Fundierung eines während des gesamten Mittelalters wirkenden bipolaren Spannungsraumes von kaum zu überschätzender Dichte und Dynamik. Dabei implizierte das dramatische geistig-geistliche wie machtpolitische Ringen um das rechte Verhältnis zwischen dem, was abgekürzt „sacerdotium“ und „imperium“ genannt wurde, das gesamte, stets variierende Mischungs- und Umklammerungsverhältnis von, wiederum in Abbeviatur gesprochen, „geistlicher und weltlicher Sphäre“, von politisch machtvollem Papsttum einer- und sakralem Herrschertum andererseits. Es bildete gerade in diesem konfliktreichen wie energiegeladenen Beziehungsgeflecht von Profanität und Sakralität, von Welt-Wissen und Gottes-Glauben, von Kontemplation und Aktion, von Gebet und Arbeit, von

¹⁴ Seibt: Glanz 27.

¹⁵ Riché, Pierre: *Die Karolinger. Eine Familie formt Europa*. Stuttgart 1987, 419–423.

¹⁶ Ebenda 112–175, bes. 130–138.

¹⁷ Seibt: *Konsolidierung* 9.

¹⁸ Sehr eindringlich dazu auch Fried, Johannes: *Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024*. Berlin 1998, 288.

Dienst und Herrschaft eine eigentümliche, das gesamte Mittelalter durchklingende, wenn auch immer wieder in Variationen gespielte Grundmelodie heraus, nach der sich jenes europäische „corpus“ bewegte, das durch das gemeinsame Bekenntnis zum römisch-lateinischen Christentum geeint war.

Nach der ersten Großreichsbildung durch die Karolinger geriet dieses politische Großgebilde immer mehr in Form. Mit kräftigen Entwicklungsschüben ging es daran, das Süd-Nord-Gefälle auszugleichen und jene kulturelle und politische Landschaft von hohem Niveau zu schaffen, die ab initio von Dezentralisation und Ambivalenz, nicht selten auch von Disharmonie gekennzeichnet war, die aber dennoch einen politisch agierenden und soziokulturell engagierten Zusammenhang zu bilden vermochte¹⁹. Dieses keineswegs homogene Gebilde wußte sich durchaus von der byzantinischen und islamischen Welt so elementar zu unterscheiden, wie es die Trennung der lateinischen und griechischen Kirche seit 1054 zum Ausdruck brachte²⁰: eine Separierung, die trotz einiger Unionsversuche nicht einmal unter der türkischen Bedrohung überwunden wurde.

Festzuhalten ist für unseren Zusammenhang jedenfalls, daß die als Konsolidierungsphase gekennzeichnete Epoche gleichsam jenen Aufschwung innerhalb eines insgesamt „dreitaktigen“ Prozesses der ersten europäischen Universalphase bildet, der – mit jahrhundertweiter Amplitude von der Zentrallandschaft bis zur Peripherie – um die Jahrtausendwende schließlich das zu stabilisieren vermochte, was wir noch heute, tausend Jahre später, als die große europäische Völkerfamilie ansprechen.

Bevor ich auf diesen geschichtlichen Prozeß um 1000 näher eingehe, muß ich noch kurz etwas über die diesem Prozeß folgenden und durch diesen Prozeß initiierten Phasen der mittelalterlichen Geschichte sagen. Nur so vermag die „Lage des lateinischen Christentums um 1000“ auf dem mittelalterlichen Zeitstrahl richtig verortet zu werden: Zunächst zur Intensivierungsphase:

¹⁹ Riché, Pierre: Das Christentum im karolingischen Reich (Mitte 8. bis Ende 9. Jahrhundert). In: Bischöfe, Mönche und Kaiser (642–1054). Hrsg. v. Jean-M. Mayeur, Charles Pietri, Andre Vauchez u.a. Freiburg-Basel-Wien 1993, 686–777 (Die Geschichte des Christentums. Religion, Politik, Kultur 4). – Ders.: Die westliche Christenheit im 10. und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. In: Ebenda 778–879.

²⁰ Seine Resistenz- wie Integrationsfähigkeit bewies das werdende Abendland bereits in der gefährlichen Auseinandersetzung mit den Normannen, die auch in der Auseinandersetzung um das Kommen des Antichrist erwähnt werden. Sie kamen aus einer anderen Welt, verwüsteten jahrzehntelang ganze Landstriche in Nordfrankreich und Nordwestdeutschland und wurden 876 von Ludwig dem Deutschen nicht nur besiegt und von Karl dem Dicken mit Tribut beschwichtigt, sondern mit der Zuteilung von Territorien zur Ruhe gebracht: sie bekamen die Normandie zugewiesen. Dadurch gelang es, die „Wikinger“ zu befrieden, gleichzeitig aber auch, die gestalterische Validität des nordwestlichen Europas durch eine junge ausgewanderte Generation zu stärken und „einen Sturm der Neugestaltung“ auszulösen, der noch hundert Jahre später „bis nach Unteritalien und nach England reichte.“ Seibt: Glanz 50. – Brown, Richard Allen: Die Normannen. München 1988, bes. 27–68.

Intensivierung

Sie bildet gleichsam den zweiten „Takt“ innerhalb der genannten europäischen Konvergenz- und Universalphase und bezeichnet – in intellektueller Offenheit des Begriffs – die Neuentwicklung seit dem 11./12. Jahrhundert. In dieser Zeit ist ein enormes Wirtschafts- und beachtliches Bevölkerungswachstum im Zusammenhang mit der bereits seit dem 8. Jahrhundert praktizierten, sich aber erst allmählich auf breiter Basis durchsetzenden Drei-Felder-Wirtschaft sowie der ebenfalls erst langfristig wirkenden Klimaverbesserung ebenso zu konstatieren²¹ wie die damit in einem engen Kausalnexus stehende, jetzt erst einsetzende „agrarische Revolution“. Diese zeitigte verbesserte Geräte zur Bodenbearbeitung, zur Exploitation der tierischen Zugkraft und zur ergiebigeren Nutzung der weiteren An- und Ausbauflächen in nordöstlicher Richtung und ist überdies gekennzeichnet durch eine Verfeinerung der Agrarorganisation, die wiederum in einem direkten Zusammenhang mit dem Ausbau der Handelsstraßen und den zahlreichen Städtegründungen steht²².

In dieser Zeit läßt sich aber auch eine Intensivierung des geistig-kulturellen Lebens beobachten, der schriftlichen Artikulation im Rechts- und Verwaltungsbereich, eine gewisse Intellektualisierung der Adelswelt und – darüber hinaus – ein radikales, ernsthaft gelebtes wie summarisch Glaubensaussagen sammelndes, Konkordanzen erstellendes und systematisch reflektiertes Christentum²³. Dieses forderte zu intensiver Umkehr und dauerndem christlichen Lebenswandel auf: zur Hinkehr zum Ungewohnten, zum ungewöhnlich Heilen und Heiligen, zum Heiland selbst, dem es intensiver nachzufolgen galt; ihn „innig“ liebend, ihn in sich aufnehmend und ihn in sich ausprägend. Eine Neuorientierung an einen Christus ist zu beobachten, der nunmehr nicht nur als Allherrscher und König, sondern immer häufiger auch als der Gekreuzigte, als der Leid geduldig Tragende und schließlich Leid aufhebend Überwindende, wenn auch noch nicht als jener ausblutende Schmerzensmann in den

²¹ Goetz, Hans-Werner: *Leben im Mittelalter. Vom 7. bis zum 13. Jahrhundert*. 2. Aufl. München 1986, 26: „Insgesamt herrschte [...] nach einer feuchtkühlen Periode seit etwa 300 n. Chr. vom 8. bis zum 13. Jh. ein günstiges Klima, mit einer feuchteren und kälteren Zwischenperiode im 9. Jh. und einem ‚Klimaoptimum‘ von 1150–1300: Auch wenn die Temperaturen nur um 1°C über den heutigen lagen, waren die Folgen doch weitreichend. In dieser Zeit, die wohl nicht zufällig mit der Epoche des Ausbaus und des Bevölkerungswachstums zusammenfiel, nahm auch die Landwirtschaft einen gewaltigen Aufschwung. Seit dem 13. Jh. trat dann, wenn man dem Vordringen der Gletscher und den sich häufenden Nachrichten über zufrierende Flüsse folgt, eine Wetterverschlechterung ein.“ – Speziell zum Klima in Europa um 1000 Cardini, Franco: *Zeitenwende. Europa und die Welt vor tausend Jahren*. Stuttgart-Zürich 1995, 26–29.

²² Grube, Gisela: *Umwelt und Bevölkerungsentwicklung im Mittelalter*. In: *Mensch und Umwelt im Mittelalter*. Hrsg. v. Bernd Herrmann. Frankfurt a. M. 1990, 24–34. – Im Blick auf die geistig-kulturelle Entwicklung siehe Haverkamp, Alfred: *Leben in Gemeinschaften: Alte und neue Formen im 12. Jahrhundert*. In: *Aufbruch, Wandel, Erneuerung. Beiträge zur „Renaissance“ des 12. Jahrhunderts*. Hrsg. v. Georg Wieland. Stuttgart-Bad Cannstadt 1995, 11–44.

²³ Cardini: *Zeitenwende* 30–39.

Blick kam, auf den die Späteren der Pest- und Krisenzeit ihre Hoffnung setzten²⁴. Das verstärkt reflektierte wie praktizierte Glaubenswissen um die Menschenfreundlichkeit und Menschennähe des dreipersonalen Gottes half schließlich entscheidend, die Würde der menschlichen Person in den Blick zu bekommen und zur Entfaltung zu bringen²⁵.

Diese konzentriert um das 12. Jahrhundert auftretende Intensivierung betraf zunächst lediglich die sich in der Konsolidierungsphase herausgebildeten Zentrallandschaften des lateinischen Europas. Erst mit einer rund hundertjährigen Verzögerung läßt sich diese Entwicklung auch an der Peripherie beobachten, koätan mit jener Veränderung im europäischen Zentrum, kraft derer die Intensivierung sich immer mehr zu einer im umfassenden Sinn des Wortes verstandenen Expansion ausweitete.

Expansion und Krise

In dieser Hinsicht bezeichnet Expansion den dritten und letzten „Takt“ innerhalb der europäischen Universalphase, eine Epoche, die in ihrem Kulminationspunkt zugleich die zweite europäische Partikularphase einleitete, die mehr als ein halbes Jahrtausend währte und über den Embryonalzustand hinaus die Geburt wie das Wachstum der europäischen Nationen und ihre Formierung zu national getragenen Staaten zeitigte. Mit „Expansion“ ist zunächst der Wandel des Kulturkreises gemeint, der wiederum seinen Weg vom Zentrum hin zur Peripherie nahm: Religion, Bildung, Geist, soziale Prägung und Schichtung von der Mitte her in die „Außenbezirke“ der lateinischen Christenheit – und darüber hinaus – hineintragend. Überdies zeigt diese Expansionsbewegung ein doppeltes Gesicht, insofern sie „nach außen“ wie „nach innen“ ungeheure Weltgestaltungsdynamik aufweist, „außenpolitische“ wie „innenpolitische“ Expansionskraft freisetzend.

Daraus entwickelten sich verschiedene politische Großgruppen, die miteinander konkurrierten sowie stets deutlicher die Tendenz zu nationaler Sonderung und Bildung von innergesellschaftlichen, interessenkonzentrierten Subgruppierungen ausprägten. In den europäischen Zentrallandschaften zeitigte diese Entwicklung bereits um 1300 erste Krisenphänomene, die sich so sehr verdichteten und ausbreiteten, daß um 1400 von einer europäischen Krise gesprochen werden kann. Die Zeit der Krise ist eine Zeit, die von „Disfunktionalität“ und „Disperspektivität“ gekennzeichnet ist

²⁴ Gerwing, Manfred: Malogranatum oder der dreifache Weg zur Vollkommenheit. Ein Beitrag zur Spiritualität des Spätmittelalters. München 1985, 191 ff. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 57). – Angenendt, Arnold: Geschichte der Religiosität im Mittelalter. Darmstadt 1997, 71–79. – Dinzelsbacher, Peter: Christliche Mystik im Abendland. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters. Paderborn-München-Wien-Zürich 1994, 322–330. – Ders.: Bernhard von Clairvaux. Leben und Werk des berühmten Zisterziensers. Darmstadt 1998, 175–190.

²⁵ Gerwing, Manfred: Menschenwürde. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. Hrsg. v. Norbert Angermann u.a. München-Zürich 1993, 525 f. – Kobusch, Theo: Die Entdeckung der Person. Metaphysik der Freiheit und modernes Menschenbild. Freiburg-Basel-Wien 1993. – Greshake, Gisbert: Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie. 3. Aufl. Freiburg-Basel-Wien 1998, bes. 104–111.

und insgesamt als Orientierungsphase in den Blick kommt²⁶. Sie ist zugleich der bereits erwähnte, an Systole und Diastole erinnernde Wechsel von Konvergenz- und Divergenzphase. Dieser setzte gerade zu dem Zeitpunkt ein, in dem die Expansionsbewegung ihren Höhepunkte erreichte, in den europäischen Zentrallandschaften aber bereits wieder verebbte, während sie – die expandierende Dynamik – die Peripherie noch hundert Jahre später beeinflusste. Dabei handelte es sich bei diesem Wechsel um das Umschlagen von gesellschaftlichen Prozessen, die nicht mehr darauf abzielten, die europäische Menschheit in übernationale Gebilde zusammenzuführen, sondern jene Kräfte zur Geltung zu bringen, die sich gegen die universal ausgerichteten Institutionen und Strukturen wandten, welche die unterschiedlichen ethnisch-nationalen Individualitäten akzentuierten und die insgesamt zu einer beachtlichen gesellschaftlichen Differenzierung und Heterogenität bis zur völligen Auflösung des mittelalterlichen *Ordo* beitrugen²⁷.

Und damit ist bereits das Stichwort gefallen, das uns wieder auf die geschichtlichen Prozesse um das Jahr 1000 zurückverweist: das Wort vom mittelalterlichen *Ordo*. Um das Jahr 1000 glaubte man mancherorts, daß dieser *Ordo*, daß diese Weltordnung insgesamt aus den Fugen geraten sei und das Weltende unmittelbar bevorstehe. Endzeitstimmung machte sich breit.

Endzeitstimmung um 1000?

Doch kann das eigentlich wahr sein, Endzeitstimmung um 1000, also ausgerechnet zu einer Zeit, die wir heute, wie gezeigt, als ausgesprochene Konsolidierungs- etappe und mächtigen Auftakt zur ersten europäischen Universalphase charakterisieren konnten? Historiker des 19. Jahrhunderts, die überhaupt das 10./11. Jahrhundert überwiegend negativ beurteilten, mit Caesar Baronius vom „*saeculum obscurum*“, vom „dunklen Zeitalter“, sprachen und damit keineswegs nur die dünne Quellenlage meinten – diese Historiker hegten kaum Zweifel daran, daß die letzte Jahrtausendwende bei vielen Zeitgenossen Angst und Schrecken auslöste²⁸.

Die Historiker heute bewerten das Jahrhundert durchaus differenzierter und insgesamt positiver. Viele von ihnen halten die Rede von der Endzeitstimmung um 1000 lediglich für eine Fiktion späterer Geschichtsschreiber, für ein Gerede, das

²⁶ Seibt, Ferdinand: Zu einem neuen Begriff von der „Krise des Spätmittelalters“. In: *Europa 1400. Die Krise des Spätmittelalters*. Hrsg. v. dems. und Winfried Eberhard. Stuttgart 1984, 7–23, hier 12f.

²⁷ Segl, Peter: Schisma, Krise, Häresie und Schwarzer Tod. In: Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. München 1997, 27–38 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum Bd. 85).

²⁸ Thompson, Damian: Das Ende der Zeiten. Apokalyptik und Jahrtausendwende. Hildesheim 1997, 59–82. – Cardini: *Zeitenwende*, 20–26. – Allgemeinen Überblick bietet Selge, Kurt-Victor: Vom frühchristlichen Chiliasmus zur säkularen Welterneuerung. Endzeiterwartungen in Europa bis zur Neuzeit. In: *Endzeitfieber. Apokalyptiker, Untergangspropheten, Endzeitsekten*. Hrsg. v. Hans Gasper und Friederike Valentin. Freiburg-Basel-Wien 1997, 10–29.

jeglicher Realität entbehre²⁹. Johannes Fried aber hat detailliert gezeigt, daß einerseits diese Untergangsstimmungen nicht jene Dimensionen spektakulärer Szenarien angenommen haben, die man im 19. Jahrhundert zu erkennen glaubte, andererseits auch nicht so gering einzuschätzen seien, wie es heute – nicht zuletzt aufgrund einer defizitären Angsttheorie – allenthalben geschehe³⁰. Zweierlei ist festzuhalten:

Erstens: Für den Christen gilt bis heute, daß er jederzeit das Ende der Zeit, genauer: das Ende der Welt (*finis mundi*), noch genauer: die *Vollendung* der Welt, und zwar insofern und soweit, als das Reich Gottes, verbunden mit dem Jüngsten Gericht, in Aussicht gestellt ist, erwarten muß: „Adveniat regnum tuum“, „Dein Reich komm!“; wie die Christen täglich im Vaterunser beten³¹.

Zweitens: Dieses Reich Gottes beginnt nach gläubiger Überzeugung der Christen nicht erst am Ende der Zeit, sondern bereits hier und jetzt; dort nämlich, wo sich der Glaube an Jesus Christus ereignet und sich im einzelnen, in der Gemeinschaft der Christ-Gläubigen und in der Welt geltend macht. Dort, wo der Glaube an Jesus Christus Gestalt annimmt, verändert er die Welt. Diese bereits im und durch den Glauben sich vollziehende Weltveränderung signiert nach christlicher Auffassung zweierlei:

a) das definitive Ende dieser Welt, das einerseits als Untergang, andererseits als Neuschöpfung – als *Voll-endung* – erwartet wird; und

b) die Hoffnung, daß am Ende der Weltzeiten nicht die kosmisch-anonyme Katastrophe, sondern der wiederkehrende Jesus Christus steht³². Wer diese, hier nur angedeuteten theologischen Zusammenhänge aus dem Auge verliert oder erst gar nicht wahrnimmt, versteht nicht, worum es letztlich in der christlichen Rede vom Ende der Zeit geht. Er begreift weder die Implikationen der heutigen eschatologischen Debatte³³, noch die sich zugegebenermaßen recht fremd wirkenden, mitunter allzu konkret-handgreiflichen Explikationen vor eintausend Jahren.

Über die Mt-Stelle 24, 29–31 wurde um 1000 vermehrt gepredigt. Bei Matthäus heißt es: „Sofort nach den Tagen der großen Not wird sich die Sonne verfinstern, und der Mond wird nicht mehr scheinen; die Sterne werden vom Himmel fallen, und

²⁹ Freund, Stephan: Das Jahr 1000. Ende der Welt oder Beginn eines neuen Zeitalters? In: Der Tag X in der Geschichte. Erwartungen und Enttäuschungen seit tausend Jahren. Hrsg. v. Enno Bünz, Rainer Gries und Frank Möller. Stuttgart 1997, 24–49. – Delumeau, Jean: Angst im Abendland. Bd. 2: Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts. Reinbek bei Hamburg 1985, 312f. (rororo Tb 7920). – Differenziert Dinzelsbacher, Peter: Angst im Mittelalter. Mentalitätsgeschichte und Ikonographie von Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung. Paderborn-München-Wien-Zürich 1996.

³⁰ Fried, Johannes: Endzeiterwartung um die Jahrtausendwende. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 45 (1989) 381–473.

³¹ Vgl. dazu auch Kehl, Medard: „Siehe, ich komme bald!“. Zur christlichen Deutung der Apokalypstik. In: Endzeitfieber. Apokalyptiker, Untergangspropheten, Endzeitsekten. Hrsg. v. Hans Gasper und Friederike Valentin. Freiburg-Basel-Wien 1997, 218–238.

³² Zu den eschatologischen Hoffnungen im Mittelalter vgl. Gerwing: Vom Ende (mit Lit.).

³³ Zu diesem Thema auch das „theologische Gipfelgespräch“ zwischen Josef Kardinal Ratzinger und Johann Baptist Metz in Ahaus am 27. Oktober 1998: Ende der Zeit? Die Provokation der Rede von Gott. Hrsg. v. Tiemo R. Peters und Claus Urban. Mainz 1999.

die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden: Danach wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen; dann werden alle Völker der Erde jammern und klagen, und sie werden den Menschensohn mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels kommen sehen. Er wird seine Engel unter lautem Posaunenschall aussenden, und sie werden die von ihm Auserwählten aus allen vier Windrichtungen zusammenführen, von einem Ende des Himmels bis zum anderen“.

Diese eschatologische Hoffnung des Christen wurde um die Jahrtausendwende vor allem im Umkreis der Klöster und von den Klöstern aus den Menschen mit besonderem Nachdruck in Erinnerung gerufen. Die Gläubigen wurden verstärkt angehalten, sich auf das Kommen des Herrn vorzubereiten, um, wie die klugen Jungfrauen, den Bräutigam zu erwarten und nicht – wie die törichten – seine Ankunft zu verschlafen und vom Festmahl ausgeschlossen zu werden³⁴.

Kurz bevor das Ende der Zeit hereinbricht und Christus wiederkommt, „zu richten die Lebenden und die Toten“, kommt auch der Antichrist in Sicht. Die Rede vom Antichrist stützt sich vor allem auf Stellen im Neuen Testament, die offensichtlich auf spätalttestamentliche apokalyptische Vorstellungen rekurrieren. Namentlich ist vom Antichrist im ersten und zweiten Johannesbrief die Rede, vom „Menschen der Sünde“, vom „Sohn des Verderbens“ und „Widersacher“ im zweiten Brief des Paulus an die Thessalonicher³⁵. Um vor diesem „Sohn des Verderbens“ zu warnen, der sich, wie Paulus schreibt, „in den Tempel Gottes“ setzen und vorgeben wird „er sei Gott“, schrieb um die Mitte des 10. Jahrhunderts Adso, Abt des lothringischen Klosters Montier-en-Der, eine Abhandlung „Über die Herkunft und die Zeit des Antichrist“ (*De ortu et tempore antichristi*). Er widmete diese Schrift Gerberga, der Schwester Kaiser Ottos I. und Gemahlin König Ludwigs IV. von Frankreich³⁶.

Ein wesentlicher Grund dafür, warum gerade um die Jahrtausendwende dieses eschatologische Grundgefühl des Christen aktiviert wurde, findet sich in der Gehei-

³⁴ Vgl. Mt 25, 1–13. Nicht von ungefähr werden an zahlreichen Kirchenportalen dieser Zeit die törichten und klugen Jungfrauen abgebildet, vgl. Dom zu Magdeburg.

³⁵ 2 Thess 2,4 und 2,7. Hier ist – in der Vulgataversion – die Rede vom „homo peccati“ und „filius perditionis, qui adversatur, et extollitur supra omne, quod dicitur Deus“. Er wird vor dem Ende der Welt auftreten, dann, wenn es „zum großen Abfall von Gott“ kommt. Bei der Wiederkunft Christi aber wird er vernichtet werden. Dieser „Mensch der Sünde“ und „Sohn des Verderbens“ wird mit dem „antichristus“ identifiziert, von dem in 1 Joh 2,18 ff. und 4,3 bzw. in 2 Joh 7 die Rede ist. Vgl. auch Jes 27; Dan 7, 11 ff; 8,1 ff; Ps 2,25. – Emerson, Richard K.: *Antichrist in the Middle Ages. A Study of Medieval Apocalypticism, Art, and Literature*. 2. Aufl. Seattle 1984. – McGinn, Bernard: *Portraying Antichrist in the Middle Ages*. In: *The Use and Abuse of Eschatology in the Middle Ages*. Hrsg. v. Werner Verbeke, Daniel Verhelst und Andreis Welkenhuysen. Löwen 1988, 1–48 (*Mediaevalia Lovaniensia ser. 1, studia XV*). – Heimann, Heinz-Dieter: *Antichristvorstellungen im Wandel der mittelalterlichen Gesellschaft. Zum Umgang mit einer Angst- und Hoffnungssignatur zwischen theologischer Formalisierung und beginnender politischer Propaganda*. *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 47 (1995) 99–113.

³⁶ Adso Dervensis: *De ortu et tempore antichristi*. Ediert von Daniel Verhelst. Turnhout 1976, 20–30 (CChr.CM 45).

men Offenbarung nach Johannes 20,7, einer Bibelstelle, die der Abt Odo von Cluny wie folgt kommentierte:

„Daher heißt es in der Offenbarung: ‚Wenn die tausend Jahre vollendet sein werden, wird der Satan losgelassen werden‘ (Offb 20,7). Es wird ihm nämlich gestattet sein, sowohl zum Nutzen der Erwählten als zum Schaden der Verworfenen gegen das Ende des Weltzeitalters um so viel heftiger als früher mit allen seinen Kräften sich auszutoben, als eine losgelassene Bestie wilder ist als eine angebundene. Dann wird er nämlich um so ungestümer wüten, je näher er seine Strafe fühlt. Er erwägt nämlich, was nahe bevorsteht, daß er die Erlaubnis zu seiner unheilvollen Freiheit bald verlieren werde. Und je mehr er durch die Kürze der Zeit beengt wird, desto mehr dehnt er die Vielfältigkeit seiner Grausamkeit aus. So wird auch durch die Stimme des Engels zu Johannes gesagt: ‚Wehe der Erde und dem Meer; denn der Teufel ist zu euch herabgekommen, und er hat einen großen Zorn, da er weiß, daß er nur noch eine kurze Frist hat‘ (Offb 12, 12).“³⁷

Abt Odo von Cluny versteht also die apokalyptische Rede von den tausend Jahren als konkrete Datenanzeige. Er sieht um das Jahr 1000 den Teufel losgelassen. Dieser tobe um so heftiger auf Erden, als er erkenne, daß ihm nur noch eine kleine Frist bis zur Wiederkunft Christi bleibe. Der Endkampf sei im vollen Gange. Alles dränge auf eine letzte „Schlacht“ hin, in der „das Wort Gottes“ verbunden mit seinen „Berufenen, Auserwählten und Getreuen“ gegen die satanischen Mächte und Gewalten, gegen den Antichrist, kämpft und, wie gerade aus den letzten Kapiteln der Apokalypse ersichtlich, beinahe zu Fall gebracht werde, dann aber doch den Sieg davon trage.

Das Ende dieses alle Kräfte aufbietenden Kampfes und den Glanz des Sieges meint der Geschichtsschreiber Rodulphus Glaber 1033 bereits wahrnehmen zu können: „Im Jahr 1000 nach den Leiden des Herrn, das auf die Nöte des erfolgten Unglücks folgte, hörten die Regengüsse auf, und durch die göttliche Güte und Barmherzigkeit begann der Himmel in heiterem Angesicht zu strahlen, günstige Lüfte wehen zu lassen und in lieblicher Heiterkeit die Großmut des Schöpfers kundzutun; auch blühte die ganze Oberfläche der Erde lieblich auf und brachte eine Fülle von Früchten hervor, so daß die Hungersnot von Grund auf beseitigt wurde.“³⁸ Rudolf Glaber bestätigt damit die besondere Erwartung der Menschen im Jahre 1000 nach Christi Geburt, dem Jahr, in dem der Satan losgelassen wird und der Endkampf beginnt, und dem Jahre 1033, das heißt 1000 Jahre nach Christi Auferstehung, in dem Christus, sich endgültig als Sieger erweisend, wiederkommt in Herrlichkeit: „Da begannen zuerst in den Gebieten Aquitaniens von Bischöfen, Äbten und anderen gottesfürchtigen Männern Zusammenkünfte aus dem gesamten Volk veranstaltet zu werden, zu denen auch viele Leiber der Heiligen und unzählige Geschenke heiliger Reliquien gebracht wurden. Darauf wurde auch in den Kirchenpro-

³⁷ Odo von Cluny: *Consuetudines* II, 38 (PL 133, 317ff.).

³⁸ Rodulfi Glabri *Historiarum libri quinque*. Rodulfus Glaber: *The Five Books of the Histories*. Ediert und ins Englische übersetzt von John France. Oxford 1989, 194 (Oxford Medieval Texts).

vinzen von Arles und Lyon und in ganz Burgund bis in die äußersten Gebiete von Frankreich von allen Bischöfen angekündigt, daß an bestimmten Orten von den Bischöfen und den Großen des ganzen Landes Versammlungen zur Wiederherstellung des Friedens und zur Befestigung des Glaubens abgehalten werden sollten. Als das die Menge des Volkes hörte, strömten sie freudig herzu, Leute aus den oberen und den mittleren und den unteren Ständen, alle bereit, dem Folge zu leisten, was von den Hirten der Kirche geboten worden war, nicht anders als wenn eine aus dem Himmel schallende Stimme zu den Menschen redete.³⁹

In Italien schätzte Petrus Damiani, Kardinalsbischof und Kirchenlehrer (†1072), daß man der „greisenhaften Welt“ nicht mehr viele Jahre geben könne: „Wie kurz ist dieses Leben, wie verkündet die Welt laut durch immer deutlichere Zeichen ihr nahes Ziel.“⁴⁰

In England predigte um 1000 z. B. der Erzbischof Wulfstan von York vom baldigen Ende der Welt. „Wir haben keine Zeit mehr“. Der Teufel sei bereits von der Kette und dabei, die Menschen in einem gigantischen, nie zuvor gekannten Ausmaße zu verführen. „Jeder prüfe sich selbst“. Er möge umkehren. Die akuten Gefährdungen werden von der breiten Masse, den Vielen (multi), kaum wahrgenommen. „Und weil viele die Gefahr nicht erkennen, gerade deshalb müssen die Prediger sie allen verkünden, damit, wenn der Antichrist kommt, er die christliche Gemeinde vorbereitet findet.“⁴¹

Insgesamt wird deutlich, daß die Verkündigung des Weltendes nicht lähmenden Schrecken, sondern aktives, rasches Handeln auslösen sollte. Jeder einzelne und alle Christen zusammen werden aufgefordert, noch eine letzte Schlacht gegen Satan und die Seinen zu bestehen. Es gehe darum, die knappe Zeit zu nutzen und sich entsprechend auf das Kommen Christi vorzubereiten. Der Aufschwung der Frömmigkeit, die zunehmenden mönchischen Aktivitäten, gerade auch die Erfolge Clunys, die steigende Zahl der Heiligen, die Ausgestaltung ihrer Verehrung, das intensivierte Wallfahrtswesen, das für viele Ausdruck ihrer gesteigerten Sehnsucht war, mit dem Heilen und Heiligen in Berührung zu kommen⁴², nicht zuletzt die Errichtung zahlreicher Nebenaltäre in den Kirchen, überhaupt die vielen neuen Kirchenbauten im gesamten lateinischen Christentum sind von daher mitzuerklären. Rodulfus Glaber berichtet: „Es war, als wollte die Welt ihr Alter abschütteln, um sich mit dem leuchtenden Gewand der Kirchen zu bekleiden.“⁴³ Ein neues Kleid legte sich auch Kaiser

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ Petrus Damiani: *De contemptu mundi*, cap. 33 (PL 145, 289). – Fried: *Endzeiterwartung* 448.

⁴¹ Fried: *Endzeiterwartung* 436; er zitiert aus Wulfstan: *Sermo Lupi ad Angelos*. Ediert von Dorothy Whitelock, 1976 (rev. edition).

⁴² Angenendt, Arnold: *Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart*. München 1994, 132–137.

⁴³ Rodulfi Glabri *Historiarum libri quinque*, III, 4, 13.

Otto III. zu. Bei seiner Krönung 996 trug er ein Gewand mit Bildern aus der Offenbarung des Johannes⁴⁴.

Überhaupt verstand sich die Gemeinschaft der lateinischen Christen, die *ecclesia*, als konkrete Erscheinungsform des Gottesreiches, das mit dem Auftreten „Jesu Christi auf Erden angebrochen ist und sich mit seiner Wiederkunft am Jüngsten Tag vollendet“⁴⁵. Die Ekklesiologie dieser Zeit war ausgesprochen christozentrisch ausgerichtet. Die Kirche sah sich als „Leib Christi“, als Christusleib aus Menschen. Zwar ist für den Christen das Erlösungswerk mit dem Tod und der Auferstehung Christi abgeschlossen, da sich aber das Heil der Menschen nicht einfach über die Köpfe der einzelnen hinweg durchsetzt, ist die Geschichte immer noch im Gang. Dabei geht es darum, die Heilsbotschaft allen Menschen zu verkünden, das Gottesvolk zu sammeln und sie als im Heiligen Geist zum „Leib Christi“ Geeinte zum „Vater Unser im Himmel“ zu führen. Alkuin hatte in seinem Buch „*De fide sanctae Trinitatis*“, verfaßt um 802, diesen Sinn der Weltgeschichte als Heilsgeschichte deutlich genug formuliert. Dabei redete er im Vorwort Kaiser Karl den Großen direkt an. Er, Karl, habe als Kaiser von Gott die Aufgabe bekommen, dem Volk vorzustehen und ihm zu nützen (*populo praesse et prodesse*). Der Kaiser solle Recht sprechen, Anweisungen geben und zum religiösen Leben ermahnen; und zwar mit Macht (*potestas*) und Weisheit (*sapientia*). Der Kaiser habe den christlichen Glauben zu verkünden (*praedicatio catholicae fidei*) und Sorge zu tragen, daß jeder die Möglichkeit erhalte, zum Heil, d.h. „nach Hause“, seiner „ewigen Heimat“, zurückzukehren⁴⁶. Und in der Tat: Bei den Karolingern und den Ottonen, zum Teil auch noch bei den Saliern, war es der Kaiser, dem diese Regentschaft göttlichen Rechts zugesprochen wurde, dem es zukam, die Kirche als das „Volk der Getauften oder der Gläubigen“⁴⁷ zu regieren. „Daß sich diese Sicht grundlegend ändern mußte, als die Trennung von laikaler und priesterlicher Vollmacht vollzogen wurde, wundert nicht. Dabei hat sich die Überzeugung durchgesetzt, daß nur dem geistlichen Amt göttliche Vollmacht zukomme. Das wird vor allem – und hier alsbald auch von politisch höchstem Gewicht – in der Ausübung der bischöflichen Binde- und Lösegewalt greifbar, die zugleich die Einheit der Bischöfe im *Ordo* des Episkopates unterstreicht, ‚den sie in der Person des Petrus empfangen haben‘. Hüter dieser Einheit ‚und Schiedsrichter des Friedens‘ aber ist der Papst, dessen Stellung sich in der

⁴⁴ Zu dem dadurch zum Ausdruck kommenden Herrscherverständnis vgl. den Beitrag von Johannes Fried in diesem Heft.

⁴⁵ Tellenbach, Gerd: Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert. Göttingen 1988, 44 (Die Kirche in ihrer Geschichte. Lieferung 1).

⁴⁶ Alkuin: *De fide S. Trinitatis*. PL 101, 11 D - 14 A. – Gerwing, Manfred: Dreimal Ostmission: Liudger, Adalbert, Norbert. In: Transit Brügge-Novgorod. Eine Straße durch die europäische Geschichte. Eine Ausstellung des Ruhrlandmuseums Essen in Verbindung mit dem Initiativkreis Ruhrgebiet und der Stiftung Kunst und Kultur des Landes Nordrhein-Westfalen. Hrsg. v. Ferdinand Seibt, Ulrich Borsdorf und Heinrich Th. Grütter. Bottrop-Essen 1997, 145–154, hier 145f.

⁴⁷ Congar, Yves: Die Lehre von der Kirche. Von Augustinus bis zum abendländischen Schisma. Freiburg-Basel-Wien 1971, 29 (Handbuch der Dogmengeschichte Bd. III/3c).

nachkarolingischen Zeit wachsend verfestigt – eine Entwicklung, die zugleich Wurzel tiefgründiger und vielschichtiger Spannungen von größter Tragweite ist, da sich mit dem Herausschälen der Primatsvollmacht juridisch auch die Sicht der Kirche als ‚Ecclesia Romana‘ verfestigt.⁴⁸

Mit Papst Gregor VII. (1073–1085) erreichte diese Entwicklung ihren vorläufigen Höhepunkt. Insofern kann die uns hier interessierende Phase vom 9. bis zum 11. Jahrhundert in der Tat, wie Odilo Engels formulierte, „als eine langgestreckte Vorstufe zur Gregorianischen Reform“ dargestellt werden⁴⁹. Die Gregorianische Reform legte – aus theologischer Perspektive betrachtet – überdies bloß, daß die eschatologische Dimension der Kirche, verstanden als „Leib Christi“, nicht nur in enger Korrespondenz zur Inkarnation, sondern in „unmittelbarer Beziehung zur Eucharistie“⁵⁰ stehe. „Das Mysterium Christi gelangt in der Kirche [sc. als dem ‚corpus reale‘] mittels des Sakraments [sc. Christus in seiner eucharistischen Gegenwart, ‚corpus mysticum‘] zum Ziel [...]. So macht die Eucharistie die Kirche zum Leib Christi.“⁵¹ Damit wurde gegen Ende des 11. Jahrhunderts auf Erfahrungen der lateinischen Christen zurückgegriffen, die in den politischen Wirren um und nach 900 lebendig waren: Das Herrschergeschlecht der Karolinger war erloschen, die Teilungen des karolingischen Reiches ließen die Königsmacht verfallen, was – im Gegenzug – zu einer Stärkung von Klerus und Adel geführt hatte. Das Reich wankte. Warum aber brach das lateinische Christentum nicht zusammen? Gerd Tellenbach scheint mir in seiner Antwort auf diese Frage Recht zu haben. Er verweist zunächst auf die Kirche der iberischen Halbinsel. Sie stand unter mohammedanischer Oberhoheit und blieb doch „in ihrem Glaubensleben und in ihrer Organisation erhalten“⁵². Sodann kommt er auf das Christentum im zerfallenden Karolingerreich zu sprechen. Er verweist auf das Leben der Kirche an der Basis, auf die Bistümer und vor allem die Pfarreien. Seit Jahrhunderten waren das Bistum und die Pfarreien „die Mittelpunkte des religiösen, sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Lebens in der Christenheit“. Im Mittelpunkt stand dabei die Liturgie, das gemeinsame Gebet und vor allem die Eucharistie. Die Gemeinde versammelte sich um Christus in seiner eucharistischen Gegenwart, feierte dankbar sein Gedenken und wußte sich gläubig verbunden mit dem gekreuzigten Auferstandenen. „Durch Ihn, in Ihm und mit Ihm“ wußten sie sich untereinander verbunden und sprachen das Vaterunser. Bestimmte Grundüberzeugungen bildeten sich heraus. Der Priester hat „die Sakramente zu spenden, die Taufe, die

⁴⁸ Knoch, Wendelin: *Die Frühscholastik und ihre Ekklesiologie. Eine Einführung*. Paderborn 1992, 51 f.

⁴⁹ Engels, Odilo: *Die europäische Geisteslage vor 1000 Jahren: Analogien und Differenzen zum heutigen Europa*. In: Adalbert von Prag (956–997). *Brückenbauer zwischen dem Westen und dem Osten Europas*. Hrsg. v. Frank Ebeling. O.O. o. J. (1995), 15–23, hier 15. – Ders.: *Überlegungen zur ottonischen Herrschaftsstruktur*. In: Otto III. – Heinrich II. *Eine Wende?* Hrsg. v. Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter. Sigmaringen 1997, 267–325.

⁵⁰ Knoch: *Frühscholastik* 52.

⁵¹ Ebenda. Zitiert wird Congar: *Kirche* 30f.

⁵² Tellenbach: *Die westliche Kirche* 44.

Eucharistie, die Buße aufzuerlegen [. . .], die Krankensalbung vorzunehmen; der Pfarrer hört die Beichte, gewährt die vielfachen Segnungen, leitet den Gottesdienst; er soll predigen und Schule halten.⁶⁵³

Gerade im Blick auf die Christen in Spanien und in den politischen Wirren um und nach 900 zeigt sich: Eine christliche Gemeinde kann mit oder auch ohne König leben. Mehr noch: Kein noch so christlicher König vermag eine christliche Gemeinde zu schaffen. Nicht von ungefähr geriet die Eucharistielehre sowohl in der zweiten Hälfte des 9. wie auch in der des 11. Jahrhunderts in den dialektisch geschärften Blick der Theologie und löste Reflexionsprozesse aus, die in den theologischen und philosophischen Handbüchern nur unzureichend als Erster und Zweiter Abendmahlstreit bezeichnet werden⁵⁴.

Damit soll die Betrachtung auf die beiden geistlichen von insgesamt drei Säulen gerichtet werden, auf denen das lateinische Christentum um 1000 ruhte: das Papsttum, das König- bzw. Kaisertum und das Mönchtum.

Papsttum

Die als Konsolidierungsphase gekennzeichnete Geschichtsetappe setzt ein mit dem Niedergang und dem Ende der Karolinger und dem Beginn eines neuen Herrschergeschlechts. Die Teilungen des karolingischen Reiches hatten zugleich einen Verfall der Königs- wie Kaisermacht mit sich gebracht, was – im Gegenzug – zu einer Stärkung von Klerus und Adel geführt hatte.

Das Papsttum indes war von dieser Stärkung kaum betroffen. Es erwies sich als entschieden zu schwach, um in die entstandenen Leerräume der kaiserlichen Macht einzurücken und diese mit eigener Autorität zu füllen. Gerade das Papsttum des 10. Jahrhunderts zeigte sich geradezu angewiesen auf die Erstarkung des Kaisertums. Als dieses zuallererst zu neuer Macht finden mußte, wurde gerade das Papsttum in schwere Wirren hineingezogen und drohte immer mehr zum bloßen Spielball innerhalb eines abenteuerlichen Rang- und Machtkampfes zweier römischer Adelsgeschlechter zu degenerieren: der Crescentier und der Tusculaner. Was Wunder, daß in solch bedrohlicher Situation das Papsttum nach einem starken König und Kaiser rief, um sich dessen Hilfe und Autorität anzuvertrauen. In dieser Konstellation liegen auch die eigentlichen Gründe für das selbstbewußte Eingreifen der politischen Herrscher in diese Auseinandersetzung um das Papsttum, aber auch die Ansätze für eine um die Mitte des 10. Jahrhunderts einsetzende, mehr als hundertjährige Regenerationsphase der päpstlichen Autorität, wie sie später zur Konfrontation mit der politischen Macht führen konnte und schließlich – 1077 – im berühmten Gang nach Canossa symbolträchtigen Ausdruck fand.

In anderthalb Jahrhunderten regierten „nicht weniger als 45 Päpste und Gegenpäpste die römische Kirche und katholische Christenheit, die meisten nur wenige

⁵³ Ebenda.

⁵⁴ Gerwing, Manfred: Transsubstantiation. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 8. Hrsg. v. Norbert Angermann u.a. München-Zürich 1997, 950–952.

Jahre, und bei manchen währte der Pontifikat gar nur wenige Monate oder Wochen. Man braucht die meisten nicht zu kennen. Auch wer legitimer Papst und Gegenpapst war, läßt sich nach rund tausend Jahren natürlich nur schwer feststellen⁶⁵. Für die Jahre 896–1046 stellt Harald Zimmermann fest: „Nicht weniger als 15 Päpste waren in jenen Jahren abgesetzt worden, manche freilich erst postum, 14 starben im Kerker, im Exil oder durch Mord, sieben waren eine Zeitlang aus Rom vertrieben und ihrer päpstlichen Gewalt beraubt, sechs Schismen zählte die damalige Papstgeschichte.“⁶⁶

Einen traurigen Tiefstand erreichte das Papsttum dieser Epoche, als Oktavian, Sohn des römischen Fürsten Alberich, 17jährig Papst wurde und sich Johannes XII. (955–964) nannte; die Namensänderung setzte sich übrigens endgültig erst mit Gregor V. durch, der von 996 bis 999 das Papstamt innehatte. Johannes XII. war der Enkel jener berühmt-berüchtigten Marozia († 936), die nach dem Tod ihres Vaters die Macht in Rom an sich gerissen hatte und zur Stamm-Mutter der Grafen von Tusculum wurde, von denen sechs Päpste abstammten. Was von Papst Johannes XII. überliefert wird, klingt „so unglaublich, daß von der Sache her Zweifel an der Wahrheit aufkommen; so wenn er im Pferdestall einen Bischof und einen Diakon geweiht haben soll. Aber es zeigt immerhin, daß man ihm alles zutraute, sogar die Verhöhnung des Heiligen, das ihm anvertraut war.“⁶⁷ Doch eigenartig: Ungewollt wurde er der Urheber der Besserung; und zwar dadurch, daß er Otto I. nach Rom rief, als er, der Papst, von allen Seiten bedrängt, machtvoller Hilfe bedurfte.

Das Papsttum unter Otto I. (936–973)

Otto I., orientiert an der Politik Karls des Großen, hatte schon zuvor einen Hilferuf aus Italien zum Anlaß genommen, die Alpen zu überschreiten und 951 Pavia zu erobern. Roswitha von Gandersheim, eine Verwandte des Königshauses, hat die Taten Ottos dramatisch beschrieben⁶⁸: Ein Langobardenkönig war jung gestorben. Seine Witwe Adelheid hatte man eingesperrt. Otto kam, sie zu befreien und schließlich zu ehelichen. Er zog ein in Pavia, in die alte Hauptstadt des Langobardenreiches. Die dortigen Adligen huldigten ihm. Er nannte sich König der Franken und Langobarden, so daß er nun über denselben Titel wie einst Karl der Große verfügte⁶⁹.

Als 959 Papst Johannes XII., möglicherweise auch die stadtrömische Opposition, König Otto nach Rom einluden, schloß Otto mit den päpstlichen Abgesandten

⁶⁵ Zimmermann, Harald: Die Päpste des „dunklen Jahrhunderts“. In: Das Papsttum I. Von den Anfängen bis zu den Päpsten in Avignon. Hrsg. v. Martin Greschat. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1985, 129–139, hier 129.

⁶⁶ Ebenda 129.

⁶⁷ Franzen, August: Kleine Kirchengeschichte. Freiburg-Basel-Wien 1978, 166 (Herder Tb 237).

⁶⁸ Roswitha von Gandersheim: Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris. In: Monumenta Germaniae historica scriptorum tomus IV. Hrsg. v. Georg H. Pertz. Hannover 1841, 317–335 (Nachdruck Stuttgart-New York 1983).

⁶⁹ Beumann, Helmut: Die Ottonen. 4. Aufl. Stuttgart-Berlin-Köln 1997, 53–112, hier 69f.

zunächst einen Vertrag, in dem er zusicherte, den Papst und den Kirchenstaat schützen und in Rom auf den Rat des Papstes hören zu wollen. Vor dem Zug hatte Otto noch 955 einen entscheidenden Sieg über die Ungarn erringen können. Diese hatten seit dem Ausgang des 9. Jahrhunderts immer wieder ausgedehnte Plünderungszüge in alle Himmelsrichtungen unternommen; und zwar nicht aus purer Beutelust, sondern um ihre Gegner mit der Zeit mürbe zu machen, in tributäre Abhängigkeit zu zwingen und um so die eigenen Grenzen dauerhaft zu sichern. Das Ottonenreich verhielt sich insgesamt nicht anders, es sei denn, es handelte sich um einen christlichen Nachbarn. Hier hinderte die Lehre vom „gerechten Krieg“ die Herrschenden daran, die Existenz eines Nachbarvolks einfachhin zu mißachten⁶⁰. Doch noch waren die Ungarn keine Christen. Als sie, ermutigt von Aufständen im Ottonenreich, in Deutschland einfielen und dabei waren, Augsburg zu erobern, griff Otto ein. Unter seiner persönlichen Führung und die Heilige Lanze in der Hand, gelang es ihm am 10. August 955, dem Festtag des heiligen Laurentius, das ungarische Hauptheer auf dem Lechfeld kurz vor Augsburg in die Flucht zu schlagen und zwei Tage später die feindlichen Truppen vollends zu besiegen. Damit war die ungarische Gefahr gebannt. Die Ungarn gliederten sich, wie Friedrich Prinz formuliert, „bis zur Jahrtausendwende durch ihre Christianisierung endgültig in die europäische Kultur ein“⁶¹.

Otto hatte sich nach diesem triumphalen Sieg als Heerkönig hervorragend bewährt, laut Widukind von Corvey, hat ihn sein Heer selbst zum „Vater des Vaterlandes und Imperator“ ausgerufen⁶². Offenbar um seine bisher erreichte Stellung noch mehr zu bekräftigen, aber auch um Ordnung innerhalb der italienischen Herrschaftsverhältnisse zu schaffen und zugleich dem Papst zur Seite zu treten, hat sich Otto 961 entschieden, in Rom die Kaiserwürde entgegenzunehmen. Offiziell beschlossen wurde diese Romfahrt dann sogar durch eine große Reichsversammlung in Worms. Hier ließ er zugleich seinen sechsjährigen Sohn – Otto II. – zum König wählen und dann in Aachen krönen, um so noch vor seinem Zug nach Rom die Fortdauer der Dynastie zu sichern.

Unmittelbar nach seinem Einzug in Rom am 2. Februar 962, dem Fest Mariä Reinigung, wurde Otto in die Peterskirche geleitet und erhielt – nach der Akklamation des römischen Volkes – aus der Hand Papst Johannes' XII., der ihn zuvor gesalbt hatte, die Kaiserkrone; und zwar mit folgenden Worten:

„Empfange das Zeichen deiner Herrlichkeit im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Niederwerfend den alten Feind und abweisend die Einflüsse alles Bösen, mögest du in solcher Weise Recht und Gerechtigkeit lieben und in Barmherzigkeit leben, daß du in der Gemeinschaft der Heiligen die Krone des ewigen Reiches von unserem Herrn Jesus Christus selbst empfängst, der als Gott

⁶⁰ Schrey, Heinz-Horst: Krieg IV: Historisch/Ethisch. In: Theologische Realenzyklopädie Bd. 20. Hrsg. v. Gerhard Müller. Berlin-New York 1990, 28–55, bes. 29f. und 51 (Lit.).

⁶¹ Prinz, Friedrich: Grundlagen und Anfänge. Deutschland bis 1056. München 1985, 145 (Neue Deutsche Geschichte Bd. 1).

⁶² Beumann: Die Ottonen 80.

mit dem Vater und dem Heiligen Geiste lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.“⁶³

Vermutlich ist zu dieser Krönung bereits jene Krone gebraucht worden, die heute in Wien als „Reichskrone“ zu besichtigen ist⁶⁴. Auch seine Gemahlin Adelheid wurde gekrönt und von da an „consors imperii“ genannt. Otto stellte anlässlich seiner Kaiserkrönung eine prunkvolle Urkunde aus, die noch heute in Rom erhalten ist: das „Privilegium Ottonianum“. Darin wird dem Papst der Besitz des Kirchenstaates garantiert, zugleich werden aber auch die Rechte des Kaisers bei der Erhebung eines Papstes festgestellt⁶⁵. Demnach sollte „künftig kein Papst ohne vorherige Zustimmung des Kaisers oder seines Sohnes gewählt oder ordiniert werden“⁶⁶ dürfen.

Um seine Rechtsposition zu stärken, ließ seinerseits Papst Johannes XII. eine Abschrift jener berühmten Fälschung aus der Karolingerzeit herstellen, die als „Konstantinische Schenkung“ in die Geschichte einging. Otto hatte sein Ziel erreicht: die Erneuerung des fränkischen Kaiserreiches, „renovatio imperii Francorum“.

Die damit übernommene Verantwortung gerade für das Papsttum mußte sich bald schon bewähren, da bereits 964 Ottos Eingreifen gefordert war, um ein Papstschisma in Rom zu beenden. Otto ließ im Herbst 965 den Bischof von Narni und Bibliothekar der römischen Kirche zum Papst erheben. Der neue Papst nannte sich Johannes XIII. (965–972).

Ein Jahr später unternahm Otto, unterstützt durch eine Wormser Reichsversammlung, seinen dritten Italienzug und blieb in Rom sechs lange Jahre, bis 972. Hier ließ er den bereits zum Mitkönig bestimmten Sohn Otto 967 zum Mitkaiser krönen und erreichte durch geschickte politische Verhandlungen mit Byzanz, daß dieser Sohn im April 972 in Rom mit Theophanu⁶⁷, einer Nichte des byzantinischen

⁶³ Lat. Text bei Eichmann, Eduard: Die Kaiserkrönung im Abendland. Würzburg 1942, 136f.

⁶⁴ Straats, Reinhart: Theologie der Reichskrone. Ottonische „Renovatio imperii“ im Spiegel einer Insignie. Stuttgart 1976. – Wolf, Gunther: Der „Waise“. Bemerkungen zum Leitstern der Wiener Reichskrone. Deutsches Archiv 41 (1985) 39–65. – Schulze-Dörrlam, Mechthild: Die Kaiserkrone Konrads II. (1024–1039). Eine archäologische Untersuchung zu Alter und Herkunft der Reichskrone. Sigmaringen 1991, 26f. (Römisch-Germanisches Zentralmuseum. Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte Bd. 23).

⁶⁵ Georgi, Wolfgang: Ottonianum und Heiratsurkunde 962/972. In: Kaiserin Theophanu 135–160. – Zimmermann, Harald: Das Privilegium Ottonianum von 962 und seine Problemgeschichte. In: Im Bann des Mittelalters. Ausgewählte Beiträge zur Kirchen- und Rechtsgeschichte. Hrsg. v. Immo Eberl und Hans-Henning Kortüm. Sigmaringen 1986, 26–69.

⁶⁶ Prinz: Grundlagen 149.

⁶⁷ Auch die Schreibweise „Theophanu“ ist richtig. Dazu Henrich, Günther Steffen: Theophanu oder Theophano? Zur Geschichte eines „gespaltenen“ griechischen Frauennamensuffixes. In: Kaiserin Theophanu 89–99. – Zur Politik der Kaiserin vgl. Schneidmüller, Bernd: Ottonische Familienpolitik und französische Nationsbildung im Zeitalter der Theophanu. In: Kaiserin Theophanu 345–359. – Fried, Johannes: Theophanu und die Slawen. Bemerkungen zur Ostpolitik der Kaiserin. In: Kaiserin Theophanu 361–370.

Herrschers, vermählt wurde, wodurch das westliche Kaisertum nun endgültig als gleichrangig anerkannt wurde⁶⁸.

Papst Johannes XIII. dürfte ein Kompromißkandidat zwischen Otto I. und den römischen Adelskreisen gewesen sein. Er konnte sich in Rom nur mit Hilfe Ottos I. halten, der ihn nicht im Stich ließ. Dafür erwies sich Johannes dankbar und kam zahlreichen Wünschen des Kaisers entgegen. Das gilt auch für die Gründung des neuen Erzbistums Magdeburg.

Überhaupt scheint mir die langjährige Geschichte dieser Gründung ein instruktives Beispiel dafür zu geben, wie das System der ottonischen Reichskirche auch den Papst in Rom involvierte. Insgesamt wirkten beide zentripedalen Mächte erfolgreich gegen die zentrifugalen Bestrebungen der deutschen Fürsten und stabilisierten so in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts den Konsolidierungsprozeß des lateinischen Christentums. Dabei ging es durchaus nicht darum, wie Odilo Engels noch meint⁶⁹, daß die kaiserlichen sich gegen die kurialen Magdeburger Pläne durchzusetzen hatten. Es war dem Papst vielmehr darum zu tun, einerseits im engen Bunde zwischen ihm und dem Kaiser die Missionspläne gegen die deutschen Fürsten durchzusetzen, andererseits auch seine Selbständigkeit gegenüber dem Kaiser zu profilieren. Wegen des Widerstandes des deutschen Episkopats brauchte der Kaiser die Hilfe des Papstes, „wie auch überall sonst das kaiserliche Kirchenregiment nur dann funktionieren konnte, wenn aus Rom nicht anderslautende Weisungen kamen“⁷⁰. Mit ihrem „hochgebildeten Klerus“ war die Kirche „eine unentbehrliche Helferin in der Reichsadministration“⁷¹.

Die bereits 962 beschlossene Gründung des neuen Erzbistums wurde 976 realisiert. „Es ist bezeichnend, daß die kanonisch relevante Entscheidung in dieser Frage fern von den deutschen Querelen in Ravenna durch eine Versammlung römischer, italienischer und deutscher Bischöfe unter dem Vorsitz von Kaiser und Papst getroffen worden ist.“⁷² Die Zahl der Suffraganbistümer sollte erhöht werden: Zu Brandenburg, Havelberg und Merseburg sollten noch Zeit und Meißen kommen. Magdeburg wurde Zentrum einer breiten Missionsarbeit. Ein bewährter Mönch und Vertrauter des Kaisers wurde der erste Erzbischof. Einer Wartezeit von 14 Jahren hat es bedurft, bis Otto I. endlich seinen Plan durchführen konnte. Papst Johannes XIII. hat den Kaiser dabei unterstützt, deutsche Bischöfe haben ihn behindert⁷³.

In der Magdeburger Kathedrale wurde Otto der Große, der nur wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Italien am 7. Mai 973 gestorben war, auch bestattet. Außer politischen Erfolgen rühmt ihm Widukind von Corvey in seiner *Sachsengeschichte* noch andere Gaben nach:

⁶⁸ Gussone, Nikolaus: Trauung und Krönung. Zur Hochzeit der byzantinischen Prinzessin Theophanu mit Kaiser Otto II. In: *Kaiserin Theophanu* 161–173.

⁶⁹ Engels: *Geisteslage* 17.

⁷⁰ Zimmermann: *Die Päpste* 133.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Ebenda.

⁷³ Haendler, Gert: Von der Reichskirche Ottos I. zur Papstherrschaft Gregors VII. Leipzig 1994, 53 (*Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen* I/9).

„Seine Geistesgaben waren bewunderungswürdig, denn nach dem Tode der Königin Edith lernte er die Schrift, die er vorher nicht kannte, so gut, daß er Bücher durchaus lesen und verstehen konnte. Außerdem verstand er in romanischer und slawischer Sprache zu reden [. . .]. Seine Kleidung war die heimische, die er nie mit fremder Sitte vertauscht hat. Sooft er aber die Krone tragen mußte, bereitete er sich, wie man für wahr versichert, stets durch Fasten vor.“⁷⁴

Papst Johannes XIII. war bereits kurz nach der Hochzeit Ottos II. mit Theophanu im Jahre 972 gestorben. Sein Verdienst war es, im Bund mit dem Kaiser den Konsolidierungsprozeß des lateinischen Christentums gefördert und dabei das Papsttum selbst gestärkt zu haben.

Das Papsttum unter den späteren Ottonen

Doch nach wie vor suchten die Römer die Päpste wieder in ihre stadtrömischen Interessen einzubinden. Kaiser Otto II. (973–983), der mit 18 Jahren zur Regierung kam, mit 28 aber schon den Tod fand, zog im Jahre 980 nach Süden, um einerseits Byzanz' Einfluß in Süditalien zu beseitigen, andererseits die Region von der Sarazenenherrschaft zu befreien. Doch „anfängliche Erfolge des Reichsheeres endeten [982] in einer vernichtenden Niederlage, als eine starke Reserveabteilung der Sarazenen das bereits plündernde Heer des Kaisers überfiel. Otto selbst konnte sich nur mit Mühe schwimmend auf ein griechisches Schiff retten, das ihn zu seinem Hofstaat [. . .] brachte. Immerhin war auch das gegnerische Heer [. . .] so geschwächt, daß sich die Sarazenen wieder nach Sizilien zurückziehen mußten, so daß Süditalien in kaiserlicher Hand blieb.“⁷⁵

Während seiner Abwesenheit konnten die zentrifugalen Kräfte in seinem Reich wieder stärker werden. Hinzu kam noch, daß sich die Dänen wie auch die Slawen erneut gegen seine Herrschaft erhoben. Um wenigstens einen ihm genehmen Papst zu gewinnen, versetzte er ohne Rücksicht auf die römischen Wählerwünsche den Bischof Petrus von Pavia nach Rom und machte ihn zum Papst. Dieser nannte sich innerhalb seines nur kurzen Pontifikats Johannes XIV. (983–984). „Er soll sein früherer Kanzler gewesen sein, jedenfalls eine Persönlichkeit seines besonderen Vertrauens, in dessen Armen der kranke Kaiser allzu früh sein Leben aushauchen sollte.“⁷⁶ Otto II. starb in Rom an den Folgen einer Malaria. „Er wurde in der Vorhalle der Peterskirche beigesetzt, so daß eine enge Verbindung zwischen Kaisertum und Papsttum noch ganz zuletzt sichtbar wird.“⁷⁷

Als Otto II. im Dezember 983 starb, war sein Sohn Otto III. gerade vier Jahre alt. Für ihn übernahm von 984 bis 994 seine Mutter Theophanu, danach seine Großmutter Adelheid die Regierungsgeschäfte. Es gelang Theophanu auf einem Hoftag 986 durch eine Festkrönung in Anwesenheit der Magnaten des Reiches jenen Anspruch auf die Königsherrschaft zu bekräftigen, der bereits auf dem Reichstag in

⁷⁴ Ebenda.

⁷⁵ Prinz: Grundlagen 164.

⁷⁶ Zimmermann: Die Päpste 134.

⁷⁷ Haendler: Reichskirche 54.

Verona 983 und danach bei seiner Krönung in Aachen auf Veranlassung Ottos II. zum Ausdruck gebracht worden war⁷⁸. Und in der Tat: Unmittelbar nach dem Erlangen der Mündigkeit konnte Otto III. – im Winter 995/996 – 16jährig nach Italien ziehen und sich von den italienischen Großen zum König wählen lassen.

Anders erging es Papst Johannes XIV. Nach dem Tod Ottos II. erhoben sich die Römer gegen ihn, sperrten ihn ein und ließen ihn im Gefängnis 984 sterben. In Rom hatte für rund ein Jahrzehnt wieder einmal der Stadtadel das Sagen. Als Otto III. 996 nach Italien kam, starb gerade Papst Johannes XV. (985–996). Ohne lange die Römer zu fragen, ließ Otto III. seinen Vetter Brun von Kärnten zum neuen Papst einsetzen. Der Erzbischof von Mainz vollzog die Zeremonie. Brun, der an der Domschule zu Worms ausgebildet worden war, nannte sich Gregor V. (996–999) und war der erste Deutsche auf dem Stuhl Petri. Von ihm ließ Otto III. sich am Himmelfahrtstag 996 in der Peterskirche zum Kaiser krönen. Im Anschluß an die mehrtägigen Krönungsfeierlichkeiten fand in Rom eine Synode statt, die Papst und Kaiser gemeinsam leiteten. Zahlreiche aktuelle kirchliche Probleme wurden besprochen, nicht zuletzt ging es um zwei Fragen:

Erstens um den Reimser Streit, der mit der Besetzung des Erzstuhls durch Gerbert von Aurillac zusammenhing, und zweitens um die Zustände im Prager Bistum, die offensichtlich so unerträglich waren, daß der Bischof selbst – kein anderer als „unser“ Adalbert von Prag – sie nicht mehr ertragen konnte und schon vor mehreren Jahren sein Bistum verlassen hatte. In beiden Fällen suchte Gregor V. seine kurialen Interessen – wenn nötig – auch gegen die kaiserlichen Bestrebungen durchzusetzen. Doch müssen wir uns davor hüten, wie Althoff betont, „Verhältnisse des Investiturstreits auf das Verhältnis von Gregor V. und Otto III. zu übertragen“⁷⁹.

Als Papst Gregor V. starb, wurde 999 Gerbert von Aurillac neuer Papst. Er nannte sich Silvester II. (999–1003) und war der erste Franzose auf dem Papststuhl⁸⁰. „Mit der Ernennung verbanden sich besondere kaiserliche Pläne, ging es doch dem jungen und idealistischen Herrscher um eine Erneuerung des Römischen Reiches mit Rom als Hauptstadt und kaiserlicher Residenz. Man merkt das Ziel auch an der Namenswahl Silvesters, bei der die Erinnerung an das durch die Legende idealisierte Einvernehmen zwischen dem ersten christlichen Kaiser Konstantin dem Großen (306–337) und dem damaligen römischen Bischof Silvester I. (314–335) Pate gestanden hat.“⁸¹

Gerbert, bei der Amtseinführung seines Vorgängers noch ein Problemfall, jetzt selbst Papst, stammte aus dem spanisch-französischen Grenzgebiet, hatte das Studium der „Freien Künste“, also Philosophie, betrieben, selbst Dialektik an der Schule

⁷⁸ May, Petra: Theophanu, die Kaiserin des Abendlandes. In: Theophanu. Hrsg. v. Kath. Pfarramt St. Pantaleon. 3. Aufl. Köln 1991, 33–54, bes. 41 ff.

⁷⁹ Althoff, Gerd: Otto III. Darmstadt 1996, 86.

⁸⁰ Moehs, Teta E.: Gregorius V. (996–999). A Biographical Study. Stuttgart 1972, 55 (Päpste und Papsttum Bd. 2).

⁸¹ Zimmermann: Die Päpste 134.

von Reims gelehrt und galt mit Recht als einer der fähigsten Köpfe seiner Zeit⁸². Er fungierte schließlich als Berater am ottonischen Hof und sorgte dafür, daß sich das Studium des Boethius allenthalben erneuern konnte und die Vernunft wieder als Werkzeug der Wahrheit betrachtet wurde. Bei manchen Zeitgenossen war er als Zauberer und Magier verschrien. Manche munkelten gar etwas von einem Pakt mit dem Teufel, den Gerbert geschlossen habe. Gerbert avancierte tatsächlich zu einem Vorbild der deutschen Faustgestalt. „Man rühmte Gerbert nach, daß er in allen klassischen Disziplinen firm gewesen sei, ebenso auf sprachlichem wie auf naturwissenschaftlich-mathematischem Gebiet Bescheid wußte, in der Medizin und in der Musik versiert war und eine Orgel ebenso wie astronomische Geräte bauen konnte.“⁸³ Jüngere Forschungen haben seine Bedeutung für die Einführung einer neuen Rechenmethode etwas eingeschränkt⁸⁴. Doch steht fest, daß Gerbert daran interessiert war, den Vorsprung der arabischen Mathematik und Medizin für das lateinische Christentum zu nutzen. „Gerberts Erbe lebte in einer Reihe von Kathedralschulen weiter. Eine dieser Schulen wurde von einem Gerbertschüler auch in Chartres gegründet, und aus dieser Schule gingen die beiden Männer hervor, deren Streit zwischen 1050 und 1100 Frankreich, England, Italien und Deutschland in Atem hielt: Lanfrank († 1089) und Berengar von Tours († 1088).“⁸⁵ Sie disputierten über das Verständnis der Eucharistie und provozierten den oben bereits erwähnten Zweiten Abendmahlstreit.

Als Erzbischof von Reims hat Gerbert übrigens die Ansicht vertreten, daß der Papst die Entscheidung einer rechtmäßigen Synode nicht aufheben könne. Dabei ging es um den Erzbischof Arnulf von Reims, den eine unter dem Einfluß des französischen Königs Hugo Capet stehende französische Synode 991 für abgesetzt erklärte und gleichzeitig Gerbert als Erzbischof von Reims etablieren wollte⁸⁶. Doch der Papst und seine Anhänger gewannen in Reims die Oberhand und setzten den früheren Erzbischof Arnulf wieder in sein Amt ein. Gerbert mußte weichen. Er ging nach Italien und wurde unter dem Einfluß von Otto III. 998 Erzbischof von Ravenna. Jetzt, als Papst Silvester II., griff er die Vorgänge in Reims wieder auf und bestätigte Arnulf in seinem Amt⁸⁷.

Die beiden Ausländer auf dem Papststuhl in Rom waren insgesamt betrachtet nicht gerade erfolgreich. Gregor V. mußte die Hälfte seiner Amtszeit im Exil ver-

⁸² Gerberto. Scienza, storia e mito. Atti del Gerberti Symposium (Bobbio 25–27 Luglio 1983) Archivum Bobbiense. 2 Bde. Bobbio 1985. Über die Beiträge informiert: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 44 (1988) 276f. – Riché, Pierre: Gerbert d'Aurillac, le pape de l'an mil. Paris 1987.

⁸³ Zimmermann: Die Päpste 136.

⁸⁴ Bergmann, Werner: Innovationen im Quadrivium des 10. und 11. Jahrhunderts. Studien zur Einführung von Astrolab und Abakus im lateinischen Mittelalter. Stuttgart 1985. Dazu Rez. von Uta Lindgren in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 43 (1987) 711.

⁸⁵ Flasch, Kurt: Einführung in die Philosophie des Mittelalters. Darmstadt 1987, 41.

⁸⁶ Riché: Die westliche Christenheit 826f.

⁸⁷ Ebenda 829ff.

bringen. Gerbert blieb, trotz all seiner Gelehrsamkeit, neben Kaiser Otto III., der nun von Rom aus regierte, wenig kurialer Spielraum. Allerdings hatten Kaiser und Papst „manche ähnliche Vorstellungen über eine rechte Ordnung der abendländischen Welt: Das Zentrum sollte in Rom liegen, hier sollten Papst und Kaiser gemeinsam die Verantwortung tragen. Große Bedeutung haben sie für die Eigenständigkeit Polens und Ungarns: Die Pilgerreise Ottos III. nach Gnesen und die Verleihung der Stephanskronen im Jahre 1000 wirken nach bis heute.“⁸⁸

Mönchtum

Die dritte Säule, neben Papst- und König- bzw. Kaisertum, bildete für das lateinische Christentum um 1000 das Mönchtum.

Auch das Mönchtum erfährt in der uns interessierenden Zeit entscheidende Reformen und Umgestaltungen, die ihrerseits wiederum mit den beiden zuerst bezeichneten Mächten in deutlicher Beziehung stehen. Cluny ist in diesem Zusammenhang zuerst zu nennen.

Cluny

Cluny liegt im Süden der spätrömischen Kirchenprovinz Gallien und damit in einer Landschaft, die von altersher für das Mönchtum des lateinischen Christentums eine bedeutende Rolle spielte. Hinzuweisen ist nur auf Martin von Tours, Cassian und das Kloster Lerinum, auch auf Columban und – später – auf Benedikt von Aniane. Im Jahre 910 wurde in Cluny ein neues Kloster gegründet, das im Laufe weniger Jahrzehnte eine das lateinische Christentum prägende Bedeutung gewinnen sollte⁸⁹. Am Anfang stand, wie so häufig, ein Landesfürst, hier Wilhelm von Aquitanien. Er stiftete im ostfranzösischen Herzogtum Burgund ein neues Kloster, und zwar deshalb, weil er um sein ewiges Heil besorgt war. Er formuliert selbst:

„Jedem, der darüber nachdenkt, ist es klar, daß alle Reichen nach Gottes Heilsplan mit den Dingen, die sie vorübergehend besitzen, bei rechtem Gebrauch ewigen Lohn verdienen können [...]. Indem ich, Wilhelm, durch Gottes Gnade Graf und Herzog, dies sorgfältig erwog und die Absicht verfolgte, soweit möglich für das eigene Heil zu sorgen, hielt ich es für angebracht, ja notwendig, von den Dingen, die mir zeitlich überlassen sind, ein wenig zur Förderung meiner Seele aufzuwenden [...].“

⁸⁸ Haendler: Reichskirche 56. – Schlenker, Gerlinde: Als Mieszko Oda heiratete. Dialog. Deutsch-polnisches Magazin 11 (1997) 52–55.

⁸⁹ Faust, Ulrich: Benediktiner: Kulturgeschichte der christlichen Orden. Hrsg. v. Peter Dinkelbacher und James Lester Hoog. Stuttgart 1997, 67–116, bes. 71 ff. – Wollasch, Joachim: Cluny – Licht der Welt. Aufstieg und Niedergang der klösterlichen Gemeinschaft. Zürich 1996. – Ders.: Reform und Adel in Burgund. Sigmaringen 1973 (Vorträge und Forschungen Bd. 17).

Dies kann nun offenbar auf keine Weise angemessener geschehen, als wenn ich [...] mit meinen eigenen Mitteln eine Versammlung von Mönchen unterhalte.⁹⁰

Dahinter steckt das mahnend wirkende Wort Jesu, daß ein Reicher nur schwer in das Reich Gottes gelangen könne (vgl. Mt 19,24). „Besitzverzicht war darum unabdingbar. Im Osten stellte man Forderungen, die bis zur Hälfte des Vermögens gehen konnten. Im Westen vertraten Hieronymus und Augustinus eine andere Lösung: die Sohnesquote für Christus, daß heißt, der verschenkte Anteil sollte dem Erbteil eines Sohnes gleichkommen.“⁹¹

Solch eine Schenkung geschah durchaus nicht uneigennützig. Sie wurde nicht zuletzt deswegen getätigt, um Buße für begangene Sünden zu tun, um seine Seele zu retten, noch deutlicher: um in den Himmel zu kommen. Im Hintergrund stand dabei ein bestimmtes Verständnis der Rede Jesu vom Weltgericht (Mt 25, 31–46). Jesus will seinen Zuhörern klarmachen, daß jene in das Himmelreich eintreten werden, die auf Erden nicht nur von der Gottes- und Nächstenliebe geredet, sondern diese tatsächlich praktiziert haben. „Was ihr für einen meiner Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

Im Blick auf das bald bevorstehende Weltgericht war es um 1000 dringend geboten, entsprechende Liebeswerke zu verrichten und möglichst noch andere zu verpflichten, die initiierten Liebeswerke nach dem eigenen Tod fortzusetzen, damit die eigene Seele gerettet werde. In dieser Zeit wuchsen sich die „mit dem Tod obligaten Liebeswerke [...] im abendländischen Christentum zu einem so umfänglichen Dienst an den Lebenden aus, daß sie in der Welt der Religionen kaum ihresgleichen finden dürften. Georges Duby hat gerade auf die ‚Produktivität der Seelenschenkungen‘ hingewiesen, waren doch die Grabgaben, die bei den Germanen den persönlichen Besitz umfaßten und bis gegen 700 allgemein fortbestanden, den Lebenden für immer entzogen. Keine Investition sei unproduktiver gewesen, und dennoch sei sie die einzige gewesen, die diese unendlich arme Gesellschaft in großem Umfang betrieben habe. Erst die Christianisierung habe die Gräber leer werden lassen, und darin sei möglicherweise der unmittelbarste und wichtigste Beitrag des Christentums zur ökonomischen Entwicklung zu sehen. ‚Die Christianisierung Europas schaffte nicht den Totenkult des Hortens an sich ab, sie veränderte nur radikal seinen Charakter. Was vorher endgültig verloren und folglich unfruchtbar war, wurde nun zeitgebunden und somit fruchtbar‘.⁹²

Von dieser „fruchtbaren“ Sorge um sein Seelenheil war offensichtlich auch Wilhelm von Aquitanien geplagt. Jedenfalls nennt er wenig später seine Adressaten. Er zählt genau auf, wem er was übergibt:

⁹⁰ Dieses und die folgenden Zitate aus der Stiftungsurkunde in: *Kirche und Theologiegeschichte in Quellen. Ein Arbeitsbuch. Bd. 2: Mittelalter.* Hrsg. v. Reinhardt Mokrosch und Herbert Walz. 2. Aufl. Neukirchen 1986, 49f.

⁹¹ Angenendt, Arnold: *Geschichte der Religiosität im Mittelalter.* Darmstadt 1997, 713.

⁹² Ebenda. – Duby, Georges: *Krieger und Bauern. Die Entwicklung der mittelalterlichen Wirtschaft und Gesellschaft bis um 1200.* 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1986, 73.

„Deshalb sei allen, die in der Einheit des Glaubens leben und Christi Erbarmen erwarten, allen Generationen bis zum Ende der Welt, kund, daß ich aus Liebe zu Gott und unserem Herrn Jesus Christus aus eigenem rechtmäßigen Besitz folgendes den heiligen Aposteln Petrus und Paulus übergebe: das Dorf Cluny mit der Landwirtschaft und dem nicht zu Lehen gegebenen Gut und der Kapelle, die der heiligen Gottesmutter Maria und dem heiligen Apostelfürsten Petrus geweiht ist, mit allem, was dazugehört, Häusern, Kapellen, Leibeigenen beiderlei Geschlechts, Weinbergen, Feldern, Wiesen, Wäldern sowie Gewässern mit Flußbetten, Mühlen, Quellen und Mündungen, Kultiviertes und Unkultiviertes, ohne jede Einschränkung.“

Überdies nennt Wilhelm detailliert, wer in diesem Kloster was und wofür verrichten solle. Dabei stellt sich heraus, daß der Stifter nicht nur um sich und sein Heil besorgt ist, sondern auch um das anderer:

„Ich gebe aber dies alles den erwähnten Aposteln, ich, Wilhelm, zusammen mit meiner Frau Ingeborg, und zwar zunächst aus Liebe zu Gott, sodann für die Seele meines Lehnsherren König Odo und meiner Eltern, für mich und meine Frau, d.h. für das Heil unserer Seelen und Leiber, desgleichen für das der Avana, die mir eben diesen Besitz testamentarisch vermacht hat, sowie für die Seelen unserer Brüder, Schwestern, Vettern und aller Verwandten beiderlei Geschlechts, für unsere treuen Diener und schließlich für den unversehrten Bestand der katholischen Kirche [. . .]. Der Zweck der Stiftung ist, daß in Cluny zu Ehren der heiligen Apostel Petrus und Paulus ein ordentliches Kloster errichtet wird und daß dort Benediktinermönche zusammengezogen werden, die den Besitz für alle Zeiten innehaben, bewohnen, genießen und bearbeiten. Dabei soll dort das ehrwürdige Bethaus zu getreuem, inständigem Gebet oft aufgesucht werden, und mit allem glühenden und tiefen Verlangen soll ein Verkehr mit dem Himmel gesucht und erstrebt werden; unablässig sollen sowohl für mich als auch für alle oben Erwähnten beharrliche und inständige Gebete an den Herrn gerichtet werden.“

Die Aufgabe der Benediktiner in Cluny besteht also vor allem darin, „unablässig“ für die Erwähnten zu beten. Der „ständige Verkehr mit dem Himmel“ wird erstrebt. Darüber hinaus werden die Mönche zu christlicher Nächstenliebe angehalten. Sie sollen Arme speisen und Bedürftige kleiden, nicht zuletzt sollen sie Zugereisten und Pilgern Unterkunft bieten. Ansonsten habe das Kloster sich selbst zu verwalten. Der erste Abt wird bestimmt; fernerhin wird freie Abtwahl zugesichert, was damals keine Selbstverständlichkeit war:

„Die Mönche sollen mit allem genannten Besitz unter der Herrschaft des Abtes Berno stehen, der sie nach seinem Wissen und Vermögen ordentlich leiten soll, so lange er lebt. Nach seinem Ableben aber sollen die Mönche das Recht haben, nach dem Willen Gottes und der Regel des hl. Benedikt aus ihrem Orden einen beliebigen Abt und Leiter zu wählen, so daß weder ich noch irgendein anderer Herrscher gegen die Wahl – jedenfalls soweit sie fromm erfolgt – Einspruch erheben darf.“

Schließlich traf Herzog Wilhelm Festlegungen, die für die Zukunft Clunys gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Das Kloster soll keiner irdischen Gewalt unterstehen, soll also von niemandem abhängig sein. Es soll nur den Schutz des Papstes genießen und seine innere Verbindung zum Papsttum symbolisch alle fünf Jahre zum Ausdruck bringen.

„Alle fünf Jahre aber sollen die Mönche in Rom bei den Häusern der Apostel zehn Goldstücke für deren Kerzen abliefern. Sie sollen den Beistand dieser Apostel und den Schutz des Papstes genießen [. . .]. Ebenfalls schien es uns gut, in dieses Testament die Verfügung aufzunehmen, daß vom heutigen Tage an die dort versammelten Mönche weder unserer Herrschaft oder der unserer Eltern noch der des erhabenen Königs oder irgendeiner anderen irdischen Gewalt unterstehen sollen.“

Die gewollte Verbindung zum römischen Stuhl darf aber nicht die Eigenständigkeit des Klosters tangieren. Wilhelm von Aquitanien betont es ausdrücklich:

„Und ich bitte bei Gott und allen seinen Heiligen und bei dem Tag des schrecklichen Gerichtes, daß weder ein irdischer Fürst noch ein Graf noch ein Bischof noch der Papst auf dem genannten römischen Stuhl den Besitz jener Knechte Gottes angreift, zerreißt, verringert, austauscht oder jemandem zu Lehen gibt; auch soll gegen ihren Willen niemand als ihr Vorgesetzter eingesetzt werden.“ Diese Bestimmung wird Papst Johannes XI. wenig später bestätigen. Er nimmt Cluny unter seinen besonderen päpstlichen Schutz.

Der Grund aber, warum Cluny in den nächsten hundert/hundertfünfzig Jahren einen ungeheuren Aufschwung nahm, ist vielschichtiger Natur. Zweierlei ist vor allem zu nennen: Einerseits ist die vom Stifter verordnete und von den Mönchen tatsächlich realisierte Eigenständigkeit zu nennen, zum anderen die Ernsthaftigkeit, mit der die Benediktiner ihrer Gebetsverpflichtung nachkamen. Um ihre Eigenständigkeit zu erhalten, mußten die Mönche die nötigen wirtschaftlichen Leistungen erbringen. Sie erfüllten diese Voraussetzung – zumindest in den ersten beiden Generationen – durch eine ausgesprochen asketische Lebensführung: Sie arbeiteten hart, verbrauchten für sich selbst nur wenig und beteten viel⁹³. Gerade das vorbildliche Gebet für die „armen Seelen“ hatte zur Folge, daß mehr und mehr Menschen ihr Seelenheil dem Kloster Cluny anvertrauten, nicht zuletzt und in zunehmendem Maße auch der Adel Frankreichs⁹⁴. Um die Jahrtausendwende haben die Gebetsleistungen sich so sehr gesteigert, daß Cluny sich mehr und mehr von den anderen Benediktinern abhob. Das Totengedenken wurde zur *differentia specifica* Clunys. Ein ehrgeiziger, intelligenter junger Mann wie Anselm von Canterbury, geboren 1033, überlegte z. B., ob er nicht in Cluny eintreten solle, entschied sich dann aber dagegen; und zwar deswegen, weil dort, wie er meinte, zu viel gebetet und zu wenig gedacht werde⁹⁵. Er zog es vor, in das Benediktinerkloster nach Le Bec, Nordfrankreich, zu gehen, in dem der schon erwähnte Lanfrank lehrte und das, ähnlich wie Cluny, von einem „Laien“ namens Hellouin, einem normannischen Ritter, eine Ge-

⁹³ Grégoire, Réginald: Der Mönch im 10.–12. Jahrhundert: Ein Mann der Zivilisation und der Kultur? In: Die Kultur der Klöster. Hrsg. v. dems., Léo Moulin und Raymond Oursel. Darmstadt 1985, 193–239.

⁹⁴ Rosenwein, Barbara H.: To be the neighbour of Saint Peter. The social meaning of Cluny's property, 909–1049. London 1989.

⁹⁵ Eadmer: Vita Anselmi I, 1, 6. In: Southern, Richard W.: The Life of St. Anselm, Archbishop of Canterbury. Ediert, eingeleitet und übersetzt von Richard W. Southern. Oxford 1972, 11.

neration zuvor gestiftet worden war⁹⁶. Hellouin machte von einem Tag zum anderen aus seinem Landgut ein Kloster, in das er, anders als Wilhelm von Aquitanien, selbst eintrat, ja sogar dessen Abt wurde, nachdem er lesen und schreiben gelernt hatte. Hellouin avancierte zum einflußreichen Meister des geistlichen Lebens. Anselm hingegen hat das Kloster Bec zu einer der berühmtesten Schulen geistigen Lebens im westlichen Europa ausbauen können.

In Cluny indes wurde vor allem gearbeitet, gebetet und die Eucharistie gefeiert. Dabei waren Einflüsse aus der Ostkirche unverkennbar, Einflüsse, die in Südgallien seit dem 5. Jahrhundert, seit Cassian, in Gallien gepflegt wurden. Deutlich werden diese Einflüsse bereits bei der zu einem liturgischen Akt ausgestalteten Zubereitung der Hostie: mit bestimmter Kleidung und langen Gebeten. Die Austeilung der Kommunion geschah in der Form der „intinctio“: Die Hostie wird in Wein eingetaucht und dann dem Gläubigen gereicht. Ostkirchlich beeinflusst waren auch die Bauten Clunys, die im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts immer zahlreicher und größer wurden. Im 12. Jahrhundert stand die größte Kirche der lateinischen Christenheit nicht in Rom, sondern in Cluny, ein romanischer Bau: 187 m lang, 50 m hoch, zwei Querschiffe und sieben Türme⁹⁷.

Und noch eins ist im Vergleich zu anderen Klöstern auffallend und mag – möglicherweise – ein gar nicht zu unterschätzender Grund für den Aufstieg Clunys gewesen sein: Cluny hatte das seltene Glück, lange Zeit von ungewöhnlich tüchtigen Äbten geführt worden zu sein, von Äbten, die obendrein auch noch lange lebten und so für Kontinuität sorgten. Nach dem Tode des ersten Abtes amtierte Odo: von 927 bis 942; noch länger amtierten seine Nachfolger Majolus: von 948 bis 994 und Odilo: von 994 bis 1049⁹⁸.

Andere Klöster nahmen die Lebensweise in Cluny zum Vorbild. Schon bald wurden Klöster von Cluny her reformiert, schlossen sich organisatorisch wie spirituell zu Verbänden (Kongregationen) zusammen und ließen sich durch jährliche Visitationen von Cluny aus kontrollieren.

Zweihundert Jahre währte der Siegeszug dieser Klosterreform. Sie verstand es nicht nur, eine neue Kloster- und Kirchenkultur, vornehmlich geprägt von liturgischer Zelebrität, in West-, Mittel- und Südeuropa zu entwickeln. Vielmehr trug sie entscheidend dazu bei, daß sich ein transzendent bezogenes freies Personenbewußtsein entfalten konnte, das wesentlich zum wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt in Europa beitrug⁹⁹. In den Mittelpunkt des Lebens wurde das Gebet gerückt, das Sprechen mit dem dreimal einen personalen Gott. Betont wurde auch der stellver-

⁹⁶ Gibson, Margaret: Lanfranc of Bec. Oxford 1978, 23–28. – Vita Herluini. In: Gilbert Crispin, Abbot of Westminster. Hrsg. v. Joseph Armitage Robinson. Cambridge 1911, 87–110.

⁹⁷ In Cluny wurde auch eine raffinierte Zeichensprache entwickelt, um das Schweigegebot einhalten zu können. Jarecki, Walter: *Signa loquendi. Die cluniacensischen Signalisten.* Baden-Baden 1981.

⁹⁸ Riché: *Die westliche Christenheit 843–849.*

⁹⁹ Moulin, Léo: *Der Einfluß der Klosterkultur auf das tägliche Leben während der vergangenen Jahrhunderte.* In: *Die Kultur der Klöster* 273–285.

tretende Gottesdienst für alle Gläubigen, auch und gerade für die Toten, für jeden einzelnen Verstorbenen¹⁰⁰. Aus Cluny stammt der noch heute in der katholischen Kirche am 2. November begangene Allerseelentag. Festzustellen ist eine „Wechselwirkung zwischen Mönchtum und Gesellschaft, die den westeuropäischen Adel erfaßte und zum feinen Hofdienst Gottes in bis dahin unerhörter liturgischer Pracht erzog, um die Toten und die Lebenden zu verbinden, die Zeit mit der Ewigkeit“¹⁰¹. Diese Korrelation von Sakralität und Säkularität ist „eine besondere, für das Nachdenken über die stille Fernwirkung der scheinbar weltabgekehrten Klosterkultur erregende Erkenntnis. Zum zweiten Mal, nach den karolingischen Reichsklöstern, prägte das Mönchtum Geist und Gesellschaft.“¹⁰²

Andere Klosterreformen

Im Jahre 913/14, also kurz nach der Gründung des Klosters Cluny, kam es auch in Lothringen zu einem ähnlichen Stiftungsvorgang: Gerhard von Brogne, ein angesehenener und hochbegabter Adliger, verzichtete auf eine glänzende weltliche Karriere und setzte statt dessen alles daran, ein Kloster auf seinem Grund und Boden zu etablieren¹⁰³. Es sollte Vorbildcharakter haben für andere Klöster. Offensichtlich hatte Gerhard Erfolg, „denn 931 bat der Herzog von Lothringen, Gerhard möge ein anderes Kloster reformieren. Auch diese Aufgabe muß Gerhard mit Erfolg gelöst haben, so daß der Markgraf von Flandern ihn mit der Reformierung aller Klöster in seinem Bereich beauftragte. Mit Gerhards Tod 958 endete diese Reform.“¹⁰⁴

Nicht zuletzt motiviert durch ein verstärktes eschatologisches Bewußtsein, lag im 10. Jahrhundert der Gedanke in der Luft, Klöster zu stiften, sein Leben dem Mönchtum zu weihen bzw. alle Kräfte einzusetzen, Klöster zu reformieren.

Bischof Adalbero von Metz bemühte sich ebenfalls um eine umfassende Klosterreform. Im Jahre 933 restituierte er das lothringische Kloster Gorzia¹⁰⁵. Es ging ihm darum, das im 9. Jahrhundert vor allem durch Laienäbte schwer geschädigte monastische Leben in Gorze entsprechend der Benediktregel wieder zu aktivieren; allerdings unabhängig und vielfach verschieden von Cluny. Rasch fand Gorzia namentlich unter den Äbten Ainold († 967) und Johannes († 974) großen Zulauf und avancierte, gefördert vom Episkopat und lothringischen Adel, zur „Gorzia Mater“, zur Mutter zahlreicher Töchterklöster: Um das Jahr 1000 sind es allein in Lothringen rund 30. Auch das Kloster St. Maximin in Trier gehörte zur gorzischen Klosterreform. Aus St. Maximin wiederum holte sich Otto I. die Mönche für das Mauritiuskloster in Magdeburg, so daß eine bedeutende geistliche Verbindung zwischen dem

¹⁰⁰ Oursel, Raymond: Klosterkunst und christlicher Geist. In: Die Kultur der Klöster 9–176.

¹⁰¹ Seibt: Glanz 125.

¹⁰² Ebenda.

¹⁰³ Riché: Die westliche Christenheit 785 f.

¹⁰⁴ Haendler: Reichskirche 64.

¹⁰⁵ Hallinger, Kassius: Gorze-Kluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter. 2 Bde. 2. Aufl. Graz 1971 (Studia Anselmiana 22 und 25).

Westen und dem Osten seines Reiches etabliert wurde. Im Laufe zweier Jahrhunderte zog die Reform von Gorzia immer größere Kreise, trat in gewisse Konkurrenz zu Cluny und beeinflusste ca. 160 klösterliche Gemeinschaften im Reich, darunter – neben St. Maximin in Trier – Stablo-Malmédy, Prüm, St. Emmeram, Niederaltaich, Fulda, Reichenau und St. Gallen¹⁰⁶.

Von Gorze aus geht eine Verbindungslinie sogar nach England. Sie führt über den Benediktinermönch Dunstan († 988), der schließlich zum Erzbischof von Canterbury avancierte¹⁰⁷. Zunächst wurde er aber – noch als junger Adliger – unter König Edwin aus England verbannt, ging nach Flandern und trat in ein Kloster ein, das von Gorze beeinflusst war. 957 wurde Dunstan von König Edgar nach England zurückberufen, der ihn zu einem seiner engsten Berater machte. Noch im gleichen Jahr wurde Dunstan Bischof von Worcester, 958 Bischof von London und 960 Erzbischof von Canterbury. Als solcher widmete er sich bis zu seinem Tod 988, also fast drei Jahrzehnte, der Reformierung von Klöstern und Kirchen: nach dem Modell von Gorzia, in enger Verbindung mit dem englischen König. Um seine Reform voranzubringen, scheute er sich nicht, auch Mönche aus Frankreich zu berufen; „unter ihnen war Abbo von Fleury, der durchaus päpstlich und cluniacensisch dachte und in England die Leitung einer Klosterschule übernahm [. . .]. Sein Wirken fällt in eine wichtige Epoche der englischen Kirchengeschichte: Ein Teil Englands war von Dänen besetzt, die als Besatzer Zugang zum christlichen Glauben fanden, den sie dann in ihre Heimat Skandinavien zurückbrachten.“¹⁰⁸

Auch im Blick auf Dunstan bestätigt sich das Phänomen, das – laut Tellenbach – zu den „erstaunlichsten der Weltgeschichte“ gehört: daß um 1000 „so viele Menschen gerade aus den vornehmsten, reichen oder doch wohlhabenden Schichten, deren Chancen zum Genuß des irdischen Lebens am größten sind, auf das alles verzichteten [. . .]. Und besonders da, wo die Regeln des monastischen Lebens zu aller Strenge zurückgeführt, härter gehandhabt oder gar verschärft werden, ist der Zulauf beträchtlich“¹⁰⁹.

Wir entdecken dieses erstaunliche Phänomen auch bei Adalbert von Prag. Er war in Magdeburg mit dem gorzischen Reformdenken in Berührung gekommen, das durchaus reichskirchlich orientiert war, d.h. man suchte die anstehenden Kloster- und Kirchenreformen im engen Zusammenwirken mit den Magnaten zu realisieren. Gerade dieses Zusammenwirken war nach dem Tode Otto II. (983) und aufgrund der Rivalitäten zwischen den Slavnikiden und Přemysliden nicht möglich¹¹⁰. Folgerichtig gab Adalbert sein Bischofsamt in Prag auf (989) und konzentrierte sich darauf, möglichst radikal die mönchischen Ideale zu leben. Adalberts Wirken bei der

¹⁰⁶ Faust: Benediktiner 71.

¹⁰⁷ Riché: Die westliche Christenheit 782, 850.

¹⁰⁸ Haendler: Reichskirche 65f.

¹⁰⁹ Ebenda. – Tellenbach, Gerd: Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert. Göttingen 1988, 98.

¹¹⁰ Gerwing: Ostmission 147–151.

Gründung des ersten böhmischen Benediktinerklosters 993 ist unstrittig, sein Märtyrertod beeindruckte den Kaiser ebenso wie die zeitgenössischen Intellektuellen.

Rück- und Ausblick

Zweifellos: Die Wirkungsgeschichte des Todes dieses ersten slawischen Märtyrers trug wesentlich zur Konsolidierung des europäischen Kulturprozesses bei¹¹. Adalberts Leben und Sterben förderte das Bewußtsein eines gemein-europäischen Schicksals. Dabei erinnert sein Lebensweg an die Flüsse, die sich zum Strom „Europa“ um das Jahr 1000 vereinigten und die zu skizzieren ich versucht habe. Ich darf sie noch einmal nennen: Offenbarungsreligion des Alten und Neuen Bundes, griechisch-römische Antike, keltisch-germanisch-slawische Völker. In der ersten europäischen Partikularphase, die sich schließlich zum Auftakt der ersten europäischen Universalphase etablierte, waren diese zuletzt genannten neuen Völker geschichtsmächtig geworden. Nur in übergreifenden, universalen Gebilden, formiert nach einer gehörigen Vorlaufzeit und konsolidiert um 1000, konnte sich das politisch-historische, das religiöse, denkerische und künstlerische, das Brauchtum, Sitte, Moral betreffende kulturelle und soziale Leben als lateinisches Christentum zusammenschließen. Das dadurch entstandene europäische Gemeinbewußtsein wirkt – in einem eigentümlichen Mischungsverhältnis von Kontrast und Kontinuität – bis in die Gegenwart hinein fort.

¹¹ Dazu die entsprechenden Beiträge in diesem Heft.